

11

FERDINAND LASSALLE
Tagebuch des Leipziger
Handelsschülers
Mai 1840 bis Mai 1841

11-D-388



Dr. LUDWIG CZECH
ADVOCAT,
BRUNN, Rennergasse 22

Berlin-Wilmersdorf 1918
Verlag der Wochenschrift DIE AKTION (Franz Pfemfert)

Koupl od
Darem od	rev.
v za Kčs
Inv. č.:	37.860
Sign.

ÚSTŘEDNÍ KNIHOVNA PRAVŇICKÉ FAKULTY UJEP STARÝ FOND	
Č. inv.:	01206

Alle Rechte vorbehalten
 Copyright 1918 by Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf
 Dieses Buch wurde als Doppelband 6/7 der Sammlung
 DER ROTE HAHN von der Buchdruckerei F. E. Haag,
 Melle in Hannover gedruckt.

Obwohl ich immer gewünscht hatte, aus Breslau wegzukommen, so wurde mir doch sehr weh ums Herz, als ich von meiner guten, zärtlichen Mutter, von meiner geliebten Schwester, von allen meinen Tanten, Onkeln und Cousinen, die alle gekommen waren, noch einmal mich zu sehen, mich trennen mußte, — als ich Abschied nahm von unseren Leuten, die ebenfalls fast Thränen vergossen. Auch von Isidor mußte ich Abschied nehmen, auch meinen Pylades mußte ich zurücklassen, nur mein geliebter Vater blieb bei mir. „Aber auch er begleitet mich nur bis an meinen Bestimmungsort, dann muß ich mich auch von ihm trennen,“ dachte ich, und meine Augen wurden feucht.

Ich übergehe meinen Aufenthalt zu Berlin, der reich an Vergnügungen aller Art war. Ich führe nicht die Sehenswürdigkeiten auf, die ich in Augenschein genommen. Ich sage bloß, daß ich noch keine so seligen Tage verlebt habe, wie diese in Berlin. Ich flog von Amusement zu Amusement, von einem Theater ins andere. Wichtig ist, daß Joel Meier, ein ungemein reicher und sehr renommierter, als ausnehmend klug bekannter Seidenfabrikant den Vater permovirte, mich nach Leipzig zu geben.

Ich begleitete also meinen Vater nach Leipzig. Den vierten Tag unserer Ankunft ging ich zu Herrn Direktor Schiebe, mich einschreiben zu lassen. Doch hatte der Vater noch keine ihm zusagende Pension gefunden. In der Klasse selbst ist es sehr leicht, fortzukommen, und es gelang mir schon, mich in Einigem auszuzeichnen. Alles trägt das Gepräge der Freundlichkeit und scheint

die bösen Prophezeihungen Adolf Dyhrenfürths, die er mir auch in Leipzig wiederholte, Lügen zu strafen.

Übrigens amüsiere ich mich bis jetzt recht gut in Leipzig, und ich begreife gar nicht, wie mir Samuel davor so bange machen konnte. Unter Anderem wurde meinem Vater auch vorgeschlagen, mich zu einem gewissen Herrn Hander, Director einer Realschule zu Leipzig, in Pension zu geben. Wir waren draußen in seinem Logis (er wohnt in einem herrlichen Garten vor dem Thore), und Alles, was wir sahen, der Herr selbst, seine Frau, die Kinder, die Stuben, entzückte uns. Bis jetzt hatte ich noch zu keiner der vorgeschlagenen Pensionen sonderliche Lust gefühlt. Diese aber gefiel mir ausnehmend. Der Herr Rector versprach, meinem Vater in Hinsicht des Preises zu schreiben, und so schieden wir. Am andern Tage erschien ein Billetchen des Herrn Directors, der die ungeheure Summe von vierhundert Thalern verlangt. Herr Rothe, den der Herr Director Schiebe dem Vater empfohlen hatte, verlangte blos zweihundertfünfzig Thaler, und dies war Vater schon zu viel. Aber da ihm die Pension bei Herrn Hander ausnehmend gefiel, und er mich da mit Recht am Besten aufgehoben glaubte, so that er, was ich gar nicht erwarten konnte; seine Zärtlichkeit siegte über das Bedenken, und so schwer sie ihm auch werden, er einigte sich mit Herrn Director auf den Preis von dreihundert Thalern. Jeden Tag lerne ich mehr einsehen, wie gut mein Vater ist, den ich so sehr gekränkt habe.

Ich bin bereits an zehn Tage bei Herrn Director Hander, wo ich mir sehr gut gefalle. Die Frau

Director ist eine ungemein gemüthliche, wirklich herzensgute und dabei eine kluge und geistreiche Frau, Herr Director auch ein sehr guter Mann. Meine Stellung in diesem Hause ist wirklich ausgezeichnet. Ich werde nicht betrachtet, wie anderswo ein Knabe von fünfzehn Jahren, sondern wie ein erwachsener junger zwanzigjähriger Mann. Das Geld, das mir mein Vater gelassen, ist ausgegeben, und ich habe um neuës gebeten. Von jetzt an will ich wieder Tag für Tag einschreiben.

Donnerstag, 21. Mai 1840

Abends beendete ich die „Wahlverwandtschaften“. Ich weiß nicht, ich kann diese Otilie nicht lieb gewinnen, so sehr sie auch der Dichter herausstreicht. Ich sehe in ihr blos einen ganz gewöhnlichen Charakter.

Später las ich Frau Director „Clavigo“ vor. Es ist doch seltsam, daß sich die Natur so sehr in Extremen gefällt, daß sie es so sehr liebt, Wesen zu schaffen, die so stark und so schwach sind. Dieser Mann, der sich blos durch eigene Geisteskraft vom Staube so hoch hinaufgeschwungen hatte, der durch sein Genie die Bewunderung eines Königsreichs erregte, der sich durch seine Thaten als großer Mann legitimierte, dieser ist auf der andern Seite so schwach, so kleinlich, so ganz ohne eigenen Willen. Wahr sagt der Franzose: „Les extrêmes se touchent.“

Abends brachte mir der Bruder von Madame Director den Bericht über die Juden in Damascus. O, es ist schrecklich zu lesen, schrecklich zu hören, ohne daß die Haare starren und sich alle Gefühle des Herzens in Wuth verwandeln. Ein

Volk, das dies erträgt, ist schrecklich, es räche oder dulde die Behandlung. Wahr, fürchterlich wahr ist folgender Satz des Berichterstatters: „Die Juden dieser Stadt erdulden Grausamkeiten, wie sie nur von diesen Parias der Erde ohne furchtbare Reaction ertragen werden können.“ Also sogar die Christen wundern sich über unser träges Blut, daß wir uns nicht erheben, nicht lieber auf dem Schlachtfeld, als auf der Tortur sterben wollen. Waren die Bedrückungen, um deren willen sich die Schweizer einst erhoben, größer? Gab es je eine Revolution, welche gerechter wäre, als die, wenn die Juden in jener Stadt aufständen, sie von allen Ecken anzündeten, den Pulverthurm in die Luft sprengten und sich mit ihren Peinigern tödteten? Feiges Volk, du verdienst kein besseres Loos! Der getretene Wurm krümmt sich, du aber bückst dich nur tiefer! Du weißt nicht zu sterben, zu vernichten, du weißt nicht, was gerechte Rache heißt, du weißt nicht dich mit deinen Feinden zu begraben und sie im Todeskrampf noch zu zerfleischen! Du bist zum Knecht geboren!

Sonnabend, 23. Mai

Heut wurde die Schulbibliothek eröffnet. Da ich etwas von Corneille begehrte, meinte Schiebe, das verstanden wir noch nicht. Ja, das glaube ich, die Schüler seiner dritten Klasse verstehen ihn freilich nicht.

Ich bin so kindisch oder so kindlich geworden, ich bin so gesunken oder so gestiegen, daß ich bereits wieder Vergnügen am Ballspiel finde.

Dienstag, 26. Mai

Als ich heut Schiebe fragte wegen eines engli-

schen Lehrers, so verbot er mir, ohne Grund englisch zu lernen. Tyrann! Wir bekamen Censuren. Einige, welche die Besten waren, erhielten sie nicht, sondern Schiebe schickte sie ihren Eltern. Unter dieser Zahl war auch ich.

Als wir später Schiebe fragten, zeigte er uns Copien. Meine war wirklich gut. Doch sagte mir Schiebe: „Bei Dir habe ich noch ein Anhängsel gemacht. Du hast einen zu großen Dünkel. Du willst Voltaire lesen und verstehst ihn doch nicht. (So?) Du denkst, Du weißt wunder was alter Lassal.“

„Sie entschuldigen,“ entgegnete ich, „ich kann mit Sokrates sagen: ich weiß, daß ich nichts weiß.“

Da war ich schlecht angelaufen.

„Ein Kaufmann, der von Sokrates und Cicero spricht,“ sagte Schiebe, „wird gar bald seinem Bankerott entgegengehen.“ Welche Dummheit! Mittwoch, 27. Mai

Ich erfahre von Herrn Director Hander, daß Schiebe ihm etwas habe sagen lassen. Hander will nicht heraus, will sich Einsicht in die Sache verschaffen. Aus seinen und der Frau Director Reden setze ich mir zusammen, Schiebe habe Herrn Hander Strenge anempfohlen. Ich sei vorlaut, eingebildet, thäte Äußerungen. Es habe ihm sehr mißfallen, daß ich Voltaire haben wollte und sagte: ich weiß, daß ich nichts weiß. Herr Director bat mich, mich gegen die Schüler in Acht zu nehmen; ich hätte Äußerungen getan, die zu Schiebes Ohr gekommen wären; ich sollte mich gegen keinen Schüler aussprechen. O Adolph, Adolph!

— — — Am andern Morgen ließ mich Herr Director Schiebe rufen und zeigte mir an, daß er mich und einen Andern nach der zweiten Klasse setzen wolle. Wer war glücklicher als ich! Doch durch die Nachhilfestunden, die nun eintraten, wie durch die viele Arbeit wurde ich verhindert, mein Tagebuch regelmäßig fortzuführen. Auch verlor ich den Schlüssel dazu und habe mir erst einen neuen machen lassen. Viel ist und Wichtiges in der Zeit vorgefallen: mein Verhältniß in der Schule hat sich geändert, meine Lebensweise; mit Herrn Director Hander bin ich auch schon über die Flitterwochen, gebe viel Geld aus usw. Doch werde ich alles dieses, wenn ich noch einmal darauf zurückkommen sollte, deutlich auseinandersetzen und nachholen. Von jetzt beginnt mein täglicher Bericht.

Donnerstag, 18. Juni

Ich kann wirklich nicht recht darüber ins Klare kommen, warum ein Becker, Nathanson über mich lachen. Weil ich lächerlich bin? Oder weil sie Narren sind?

Meine französische Arbeit ist mit „médiocrement“, die von Moewes, bei gleich vielen Fehlern, mit „passable“ unterzeichnet. Wenn es wahr sein sollte, was ich vermüthe, daß — — —

Freitag, 19. Juni

Heut empfing ich einen Brief von Isidor voll von Witz, Geist und Liebe. Doch war darin die Hiobspost, daß wir nichts gewonnen haben. O Schicksal, Schicksal, warum hast du mir das gethan! Wo blieb der Traum meiner Schwester? Inliegend schickte er mir einen Thaler, weil ich meine Geldnot ihm geschrieben. Er ist, wie er

schreibt, selbst sehr auf dem Sande, da er zehn Thaler in der Lotterie verloren. Das Geld erfreute mich nicht. Es ist zu wenig, um Effekt zu machen. Ich habe in anderthalb Monat dreizehn Thaler ausgegeben; was soll ich mit einem anfangen? Aber dieser Beweis seiner Liebe rührte mich tief. „Wem der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein.“ Es ist doch ein wonniges Gefühl, einen Freund zu haben, der Einen versteht, Einen aufzufassen vermag, und ich habe einen solchen Freund in meinem Isidor.

Heut habe ich Brief nach Hause geschrieben. Drinnen ein Aufsatz über's Schwimmen, der hat sich gewiß gewaschen.

Sonnabend, 20. Juni

Nachmittag ging ich auf Schimmelsteich. Es ist dies ein ganz eigenes Vergnügen für mich, und Isidor hat Recht; wenn er sagt, er beneide mich um einen Ort, wo ich ungestört melancholisch sein könne. Der Wind ging heute sehr stark, und es war ungemein schwer, gegen den Wind zu fahren, welcher den Kahn wie einen Kreisel in die Runde drehte. Tief betrübte es mich, daß der alte Mann verabschiedet ist, weil er, wie sein unbarmherziger Herr sagt, sich das Trinken angewöhnt habe. Ich freute mich immer so über diesen Überrest der großen Armee, und wenn ich hörte, mit welcher Begeisterung er von Napoleon sprach, so schwärmte ich mit ihm. Nun ist der alte Mann fort, hungert vielleicht und weiß nicht, wo er sein Haupt hinlegen soll. Diese Idee verdarb mir alle Freude, und ich war ordentlich mit dunkler Ahnung erfüllt, daß mir etwas begegnen würde. Des Windes wegen konnte ich den Kahn

nicht gut lenken und wurde fortwährend an das Ufer getrieben, wo die Bäume mit ihren vorstehenden Zweigen mich gleichsam packten und zu sich heranzogen. Mein Boot fuhr sich jede Minute fest, kippte beständig, und es fehlte oft nur ein Haar, und ich wäre hinausgefallen.

Sonntag, 21. Juni

Heut empfang ich einen Brief von meinem Vater. Mit welcher Hast erbrach ich ihn! Ich konnte seinen Inhalt freilich nicht ahnen. Er enthielt lauter Vorwürfe, von denen keiner gegründet war, und von denen mich ein jeder tief, tief verletzte. Zuerst beklagte sich Vater, daß meine Briefe so kurz wären, und der von Herrn Burchardt ihm überbrachte Brief war es doch allein, und die übrigen füllten alle einen oder mehrere Bogen an. Weiter sagte er: ich lese seine Briefe mit Nachlässigkeit, beantworte sie zerstreut, weil ich ihm das Gedicht nicht geschickt, noch keine Eintheilung meiner Stunden gegeben und auch ihm noch nicht gesagt, ob ich die drei Thaler zurückgegeben, worum er mich schon dreimal gefragt habe. Gerade das Gegentheil fand statt, ich hatte dreimal geschrieben und gefragt, nie Antwort auf diese Frage erhalten, und erst vierzehn Tage darauf, als ich nicht mehr im Stande war, bekam ich den Befehl. Vor Allem aber legte es mir mein Vater zum Verbrechen aus, daß ich gegen Herrn Burchardt habe verlauten lassen, ich möchte Hundsferien nach Breslau kommen. Bisher wußte ich noch nicht, daß es einem Kinde zum Verbrechen angerechnet werden kann, seine Eltern sehen zu wollen. Über-

dies hatte ich zu meinem Vater noch nicht davon geschrieben, und mein Vater, der es bloß vom Hörensagen wußte, nahm den Punkt so gereizt auf und schalt mich darüber so! Ich möchte meinem Vater die Frage wohl zurückgeben: „Ist das wohl Recht?“ Ich brach gleich nach Beendigung des Briefes in Thränen aus. Ich fühlte mich so allein. Diese Stimmung wurde dadurch noch genährt, daß ich Heines Gedichte, die stets so innig meine Seele bewegen, las. Besonders bei dem einen Gedicht: „Einst zogen nach Frankreich zwei Grenadier“, die waren in Rußland gefangen“ usw., zerfloß ich in Tränen. Sie rührte mich so tief, die Liebe, die Treue jenes alten Kriegers gegen seinen großen Kaiser, und meisterhaft hat Heine dessen Schmerz geschildert in den Worten: „Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!“ Ich weiß nicht, wen ich in diesem Gedicht am meisten bewundern soll: Napoleon, den Grenadier, oder Heine, den großen Dichter.

Freitag, 26. Juni

Ich ging heut Nachmittag mit Fritz nach Pfaffendorf. Da ich kein Geld hatte, gab mir Monsieur le directeur einen Thaler, und von Fritz borgte ich acht Groschen. Wir waren nicht lange draußen, so begann das Wettrennen. Doch wurden wir bei dieser Gelegenheit getrennt. Ich suchte Fritz bis achteinhalb Uhr und konnte ihn nicht finden. Ich ennuyirte mich daher, doch hatte ich noch keinen Sou ausgegeben. Da traf ich in einer Restauration zwei Handelsschüler, Kräger und Gliert, halb benebelt. Vor ihnen stand eine leere Weinflasche und anderthalb Groggläser. Bald kam auch Siegmund dazu. Wir legten zusammen, à Person zwölf

Groschen, und ließen eine Flasche Champagner geben. Siegmund empfahl sich, wir tranken, da zum Champagner das Geld fehlte, eine Flasche Lunel und Kräger, der bereits ein Schwein war, soff noch einen steifen Grogk. Wir machten dabei höllisch Lärm und brachten beständige Toaste auf Gesundheit der Handelsschule aus. Nun gingen wir zum Feuerwerk. Besoffen war ich, besoffener Glier, doch der Besoffenste war Kräger, der lange Bengel. Ich empfand dabei gräßliche Schmerzen der Reue, denn mein ganzes Geld bis vier Groschen war fort. „Meine güldenen Ducaten, sagt, wo seid ihr hingerathen,“ summte ich, während Kräger schrie: „Ihr seid Alle lumpige Kerls, ganz lumpig! Ich will keinen Lunel, Champagner will ich! Ihr seid Lumpenhunde!“ Glier, bei dem es auch schon gewaltig zu dämmern anfang, gab sich alle Mühe, ihn zu halten. Wir kamen an die Tribüne. Kräger lief uns mit Gewalt weg. Wie ich später erfuhr, fiel er hin und wurde von einem Communalgardisten nach Hause gebracht. Glier setzte sich hin und wurde seekrank. Auch bei mir zeigten sich die Folgen des Champagners, aber auf ganz andere Art. Ich wurde poetisch. Ich tanzte umher und schrie: „Bacchus soll leben! Wo seid ihr Mänaden! Her mit dem Thyrsusstab, umrankt von strotzenden Reben! Auf, feiert das Bacchanal! Vivat Champagner! Champagner soll leben! Vivat Champagner! Es leben die Frauen! So, füllt den Becher! Komm, Apoll, komm, sauf, Dichtergeist! Bist mir doch unterthan Bruder Apoll samt dem donnernden Jupiter. Aber wo bist Du, alter Silenus?“ Dazwischen jubelte ich: „Wer niemals

einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann!“

„Zum Donnerwetter, Herr! Treten Sie mir nicht die Füße ab,“ ertönte eine Stimme. Sogleich kam meine Besonnenheit, mein Rausch schwand. Ich machte mit dem Herrn mit den abgetretenen Füßen Bekanntschaft, und siehe da, es war ein Schuster. Wir trugen den eingeschlafenen Glier nach Hause. Nachher ging ich, um das Schusterlein zu belohnen, mit ihm ins Café Français und gab auch noch die letzten vier Groschen aus. Wäre ich nicht Handelsschüler, hätte ich ein schönes Gedicht auf Champagner gemacht, aber so!

Sonnabend, 27. Juni

Ich hatte große Lust, ins Theater zu gehen, da Madame Neumann-Haizinger in „Stille Wasser sind tief“ und „List und Phlegma“ auftritt. Aber woher Geld? Da nahm ich die Bücher der dritten Klasse, die ich nicht mehr brauche, und ging mit Fritz zu Freund Antiquus, der mir zehn gute Groschen gab. Abends ging ich ins Theater.

Sonntag, 28. Juni

Heut kam wieder ein Brief meines Vaters, doch plein d'amour, obgleich er meinen durch M. Zadig noch nicht erhielt. Abends nahm mich Herr Director mit ins Theater, wo Theaterschau gegeben wurde. Am meisten gefiel mir, oder vielmehr, am tiefsten ergriff mich „Nathan der Weise“.

Dienstag, 30. Juni

Heut ist Fritzens Geburtstag. Da ich ihm zwölf Groschen, ebensoviel an Philippssohn schuldig bin und für meinen Rock acht Groschen bezahlen muß, und überdies Fritz, wenn auch nur eine

Kleinigkeit schenken wollte, so ging ich mit meinem dicken Scheller zum Antiquar. Allein schon schlug es siebendreiviertel, um acht mußte ich in Funkenberg sein bei Herrn Dr. Feller. Mit den dicken Büchern konnte ich mich nicht schleppen. Mein Entschluß war schnell gefaßt. Ich gab sie, da sie schon etwas zerfetzt waren, dem gegenüberwohnenden Buchbinder, sie einzubinden. Als ich nach Hause kam, kam Frau Director, ich weiß nicht wieso, auf ein mir unangenehmes Gespräch. Ich hatte ihr nämlich, als ich Freitag Abend halb molum nach Hause kam, gesagt, ich hätte keinen Heller mehr. Gleichwohl ging ich Sonnabend ins Theater. Nun wollte sie immer wissen, woher ich das Geld hätte, denn daß ich mir es geborgt, wollte sie mir nicht glauben. Sie warf mit lauter anzüglichen Redensarten, wie „Kaupeln“, „man weiß, wie es die jungen Leute machen, wenn ihr Vater kommt,“ um sich herum. Wahrscheinlich ist es, daß sie ein Gespräch von mir mit Fritz behorcht hat. Sie spricht auch davon, Schierholz etwas sagen zu wollen, von Bücherverkaufen. Ei, ei, Madame, ist es so weit gekommen? Dann muß ich anfangen, aus einer andern Tonart zu pfeifen.

Donnerstag, 2. Juli

Ich führte heut ein recht ernstes Gespräch mit Moewes, und dieser versicherte mir, was ich auch glaube, daß mir mein vieles Sprechen manchmal Unannehmlichkeit bereite und schade.

Freitag und Sonnabend, 3. und 4. Juli
Nichts weiter, als daß ich anfangs, Elsners „Wichtige Tage . . . Napoleons“ zu lesen. Das ist doch noch kräftige Sprache und Unwillen gegen die

Despotie der Tyrannen. Man sollte kaum glauben, daß bei einem Deutschen die Liebe zur Freiheit so groß sein kann. Herrliches Buch!

Sonntag, 5. Juli

Heut empfang ich Brief von meinem guten, guten Vater! Und mit dem Brief neue Beweise seiner Liebe. Herr Director war von dem Schreiben, das er erhalten, so gerührt, daß er mir versicherte, so einen Vater wie den meinigen gäbe es in der Welt nicht mehr. Das ist wahrlich wahr! Gleichwohl hat Herr Director Hander meinem Vater geschrieben, ich wäre vorlaut, naseweis, läuderlich, anmaßend. So mache ich also meinem Vater noch immer keine Freude.

Montag, 6. Juli

Ach, ich weiß nicht, wie mir ist. Mich überfällt eine solche Bangigkeit nach Vater, Mutter und Schwester, daß ich jedesmal, wenn ich an meine liebe Heimat denke, in Tränen ausbrechen muß. Ach, mein Vater, kennst Du die Wehmuth, die mein Herz beschleicht, das Sehnen, das mich ergreift, Du würdest gestatten, daß ich nach Breslau komme! Ich würde Dich, Geliebter, meine Mutter, meine Schwester, meinen Freund sehen. Hier wird die Luft immer schwüler, ich befinde mich gar nicht mehr wohl. Anfeindungen aller Art dringen auf mich ein. Niemand, dem ich in Liebe an die Brust sinken kann. Ach, meine Eltern, wohl sind die Worte meines Vaters wahr, als ich Breslau zu verlassen wünschte: ich würde mich noch oft dahin zurücksehnen.

Dienstag, 7. Juli

Immer mehr gehen mir die Augen auf. Ach, in welch anderm Lichte erscheint mir jetzt Frau

Director! Ihr Benehmen gegen mich ist ein feindliches. Das Blatt hat sich schrecklich gewendet. Um einer Kleinigkeit willen zankt sie, hetzt ihren Gemahl auf mich. O Weiber, Weiber, wer kennt euch! Ich war so gut!

Mittwoch, 8. Juli

Was muß ich hören! Kann es wahr sein? Und es ist wahr, schrecklich wahr! Philippsohn hat mir erzählt, Frau Director habe neulich bei Tempel diesem in Gegenwart seiner Frau, vier Fremden, ihm (Philippsohn) und Pickford gesagt: ich verkaufe meine Bücher; gewiß wüßte sie es nicht, doch sie will suchen, auf die Spur zu kommen, um, wenn sie es gewiß weiß, es an Schierholz zu melden.

Das ist also dieselbe Frau, die ich so sehr liebte. O, wie reut mich jede Liebkosung, die ich an sie verschwendet, und die mir aus der Tiefe meines Herzens kamen. Noch kann ich sie bei mir entschuldigen. Sie kann gesprächsweise, ohne üble Absicht es gesagt haben. Ich werde nachforschen. Aber wenn ich sie nicht rechtfertigen kann, dann will ich es mit Flammenschrift meinem Innern eingraben, und unauslöschlicher Haß soll so lange in meinem Innern glühen, bis ich Gelegenheit finde, Rache, heiße Rache zu nehmen. Ich schwöre es bei Gott und dem Teufel. (Notabene aus späteren Tagen): Sie ist gerechtfertigt.

Donnerstag, 9. Juli

Es ist wahr, schrecklich ist es, daß es Wahrheit ist, und in Wahrheit, es ist schrecklich! Ja, sogar noch mehr. Ich höre von Philippsohn — und es können nicht Lügen sein, — daß sie bei Tempel gesagt habe zu Herrn Director, ich prügte

die Kinder, ich — o lügnerisches Weib! — ich betrage mich gegen sie ungeberdig, und daß sie Alles gethan habe, Herrn Director aufzuhetzen. Und sie ist doch gegen mich so gütig, lächelt so süß! O, wie wahr ist es, daß ein Weib sich nicht durchschauen läßt.

Freitag, 10. Juli

Herr Director hat etwas verlauten lassen in Betreff der Kinder. So scheint es also wahr zu sein, daß sie mich verleumdet!

„Fort in meine stille Kammer!

Mich verzehret noch die Gluth.

Fluch der Welt und ihrem Jammer!

Fluch der ganzen Menschenbrut!“

Wem soll ich glauben, wenn dieses Weib, das ich so liebte, wahrhaft liebte und nicht nur schmeichelte, wenn dieses Weib mich betrogen hat! Doch er beobachtet noch immer sein früheres Betragen, ist gütig und offen, rund heraus gegen mich. Aber beim Teufel! ich will kein Urtheil mehr fällen, nachdem ich so betrogen. Auch Philippsohn kehrt die gemeine Seite her und mahnt mich dringend, drohend, er werde es in der Schule erzählen. Über den Lumpenhund! Ich will ihm sein Geld ins Gesicht werfen, ihn anspucken und kein Wort mehr mit ihm reden.

Sonntag, 12. Juli

Ich war im Theater. Loewe spielte den Hamlet. O, wie gelten die Worte in mir wieder: „Ich will es aufschreiben, daß Einer lächeln kann und doch ein Schurke sein!“ Ich war von der Wahrheit dieser Worte, die so treffend auf meine Lage angewandt werden konnten, so hingerissen, daß ich sie hätte laut wiederholen mögen. Loewe

spielte ausgezeichnet und gab den Hamlet, wie sich ihn Shakespeare gedacht haben mag. Dieser Hohn, dieses Racheverlangen, diese Verachtung des ganzen elenden Menschengeschlechts. „Sein oder Nichtsein,“ sagt Shakespeare. Ob ertragen, ob durch Widerstand kräftig vernichten. Nichtsein! ruft jede Faser an mir.

Montag, 13. Juli

Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich mit meinen Mitschülern so schlecht stimme, da ich doch Keinen beleidige und mich bestrebe, Jedem gefällig zu sein. Bürgte mir nicht mein Isidor und so manche andere Person dafür, ich würde auf den närrischen Gedanken kommen, daß ich ein Narr bin.

Sonnabend, 18. Juli

Die Ferien sind angegangen. Alle Handelsschüler sind verreist: die zu ihren Eltern, die ins Gebirge, die in die große Stadt. Nur ich, ich allein bin dazu verdammt, hierbleiben zu müssen. Vier ganze Wochen! Zwar hat mir mein Vater das Schwimmen erlaubt. Will ich mich aber vier ganze Wochen mit Schwimmen amüsieren, werde ich zuletzt eine Ente werden.

Sonntag, 19. Juli

Ich war im Theater. Loewe gab den Fiesco. Bei Gott, ein großartiger Charakter, dieser Graf von Lavagna! Ich weiß nicht, trotzdem ich jetzt revolutionär-demokratisch-republicanische Gesinnungen habe wie Einer, so fühle ich doch, daß ich an der Stelle des Grafen Lavagna ebenso gehandelt und mich nicht damit begnügt hätte, Genuas erster Bürger zu sein, sondern nach dem Diadem meine Hand ausgestreckt hätte. Daraus

ergibt sich, wenn ich die Sache bei Licht betrachte, daß ich bloß Egoist bin. Wäre ich als Prinz oder Fürst geboren, ich würde mit Leib und Leben Aristokrat sein. So aber, da ich bloß ein schlichter Bürgerssohn bin, werde ich zu seiner Zeit Demokrat sein.

Montag, 20. Juli

Ich las heut Lessings Meisterstück, „Nathan den Weisen“. Was ich dabei fühlte, als ich von solchem Meister so meisterlich mein Volk vertheidigen sah, läßt sich denken. Und ob ich es gleich hundert und aberhundert Mal gelesen.

Dienstag, 21. Juli

Daß noch kein Brief von Isidor kommt!

Donnerstag und Freitag, 23. und 24. Juli
Fiel nichts vor, außer daß ich meinem Vater schrieb und ihn um Geld bat. Herr Director hat mir bereits schon zehn Thaler gegeben, von meinem Vater habe ich sieben erhalten, und das alles in zweieinhalb Monaten. Ich weiß nicht, wie das Michaeli mit dem Verrechnen werden wird.

Ich lese Börnes Briefe, die mich ungemein ansprechen. Wenn man sieht, was für ein großer Kerker Deutschland, wie Menschenrechte mit Füßen getreten werden, wie dreißig Millionen Menschen von dreißig Tyrannen gequält werden, so möchte das Herz weinen ob der Dummheit dieser Leute, die ihre Ketten nicht zerreißen, da sie es doch könnten, wenn sie nur den Willen hätten. Ich bewundere Börne. Wahr ist, was er sagt, wahr seine Verwünschungen gegen Deutschlands und Europas Tyrannen, die Asiens Despoten nichts nachgeben. Aber seine Worte: „Kein euro-

päischer Fürst ist so verblindet, daß er glaubt, seine Enkel werden seinen Thron besteigen,“ diese Worte muß ich leider bezweifeln. Es muß ärger werden, ehe es besser wird.

Sonntag, 26. Juli

Philippsohn erscheint mir als ein großer Lügner. Darum fange ich auch an, an dem, was er mir von Frau Director erzählt hat, zu zweifeln. Doch habe ich mir einen Thaler von ihm gepumpt. Ich war mit Fritz auf Schimmels Teich, und dieser hatte das Unglück, zweimal in den Teich zu fallen und sich dabei seine neuen schwarzen Hosen zu zerreißen. Sic transit gloria mundi.

Dienstag, 28. Juli

Heut kam Herr Director zurück und brachte mir ein sehr schönes Glas mit. Das hat mich wirklich gefreut.

Mittwoch, 29. Juli

Die kleine Marie ist bedenklich krank. Die Leute geben sie auf, ebenso die Doctoren, ich aber nicht. Frau Director ist jetzt seit einiger Zeit gegen mich die Güte selbst. Ich habe ihr also Unrecht gethan, und Philippsohn hat sie schändlich verleumdet. Nous verrons.

Donnerstag, 30. Juli

Wieder die abgeschmackten Geschichten, daß die Juden Christenblut brauchten. Dieselbe Geschichte wie in Damask auch in Rhodos und Lemberg. Daß aber aus allen Winkeln der Erde man mit diesen Beschuldigungen hervortritt, scheint mir anzudeuten, daß die Zeit bald reif ist, in der wir in der That durch Christenblut uns helfen werden. Aide toi et le ciel t'aidera. Die Würfel liegen, es kommt auf den Spieler an.

Sonnabend, 1. August

Heut hatte ich die erste Schwimmstunde. Schweiß und Mühe hatte es mir genug gekostet, es dahin zu bringen. Ich schwimme täglich und besuche auch Schimmels Teich sehr häufig. Dieses Vergnügen, obgleich sehr solid, ist dennoch ganz und gar nicht billig. Überhaupt, ob ich gleich nicht Billard spiele und zu keinem Conditor gehe, gebe ich doch viel Geld aus. Ich habe seit meines Vaters Abreise blos für meinen Bedarf an Taschengeld zwanzig Thaler gebraucht, wobei zwar auch die menus frais keine geringe Rolle spielen. Aber was thut's? Meinem Vater und Isidor habe ich heut geschrieben.

Sonntag, 2. August

Ich las Goethes Xenien. Unter seinen „Weis-sagungen des Bakis“ ist mir folgendes Distichon sehr wahr und epigrammatisch erschienen:

„Lange haben die Großen der Franzen Sprache
gesprochen,

Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde
nicht floß.

Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der
Franken.

Zürnet, Mächtige, nicht, was ihr verlangtet, ge-
schieht.“

Montag, 3. August

Ich lese Wilhelm Meister. Sonderbar. Ich glaube bis auf einige Abweichungen mich in Meister geschildert zu sehen. Auch ich stand vor drei Monaten an diesem Scheidewege. Auch mein Herz lebt nur für die Kunst, die ich lassen mußte, scheinbar lassen mußte, um mir ein Gewerbe zu erwählen. Aber welcher Unterschied! Ihn dräng-

ten Vater und Mutter und Freunde, von seinen sogenannten „Träumereien“ abzulassen, und zogen ihn zum Kaufmannsstande hinüber, und dennoch entrann er dem Zwang und ergab sich der Kunst. Ich aber habe, obgleich meine Eltern abriethen und mich zum Studiren bewegen wollten, freiwillig jedem ästhetischen Leben entsagt, um Ladenschwengel zu werden. Und doch wußte ich das Alles auch damals. Aber das macht, ich stand überhaupt sehr frühreif, auch frühzeitiger am Scheidewege, und wenn mich nicht Eltern drängten, so drängte mich meine damals überaus schreckliche Lage, der ich um Alles in der Welt entrinnen wollte. Ich sah ein, ich konnte das Gewebe von Lügen nicht lange mehr fortführen, es ging nicht. Ich wollte das Gymnasium und Breslau fliehen, noch ehe der Betrug entdeckt war. Aber er wurde entdeckt, und dann war es zu spät, zurückzutreten. Und, um wahr zu sein: ich glaube keineswegs gezwungen zu sein, einem öffentlichen, ästhetischen oder politischen Leben zu entsagen. Ich habe blos vor der Hand eine Beschäftigung ergriffen, und ich glaube fest, der Zufall, oder lieber, die Vorsehung, wird mich aus dem Comptoir herausreißen und mich auf einen Schauplatz werfen, auf dem ich wirken kann. Ich traue auf den Zufall und auf meinen festen Willen, mich mehr mit den Musen, als den Haupt- und Strazzabüchern, mich mehr mit Hellas und dem Orient als mit Indigo und Runkelrüben, mehr mit Thalien und ihren Priestern, als mit Krämern und ihren Commis zu beschäftigen, mich mehr um die Freiheit, als um die Warenpreise zu kümmern, heftiger die Hunde von Aristokraten,

die dem Menschen sein erstes höchstes Gut nehmen, als die Concurrenten, die den Preis verschlechtern, zu verwünschen. Aber beim Verwünschen soll's nicht bleiben.

Mittwoch, 5. August

Was man gefürchtet, ist eingetroffen. Die gute Marie ist heut früh um fünf Uhr hinübergeschlummert. Morgen wird sie secirt und Freitag begraben.

Donnerstag, 6. August

Folgendes eröffnete Herr Director mir heute. „Lassal,“ sagte er zu mir, „ich betrachte es als eine Schickung, daß Sie in mein Haus gekommen sind. Ich hatte damals keine Idee, Pensionärs zu nehmen, und ehe ich's mich versah, waren Sie schon bei mir. Sie wissen selbst, wie wenig Platz ich habe. Meine Toni, das arme kranke Kind, die früher in Ihrer Stube lag, muß jetzt auf dem Vorsaal schlafen. Den Sommer über geht das, und ich dachte, bis zum Winter wird sich noch ein Plätzchen ausmitteln lassen. Aber weder meine Frau noch ich sind das im Stande gewesen, weil jeder Platz schon zu sehr in Anspruch genommen ist. Nun war ich, da ich es nicht über mein Gewissen bringen kann, Toni im Winter auf dem kalten Vorsaal wimmern zu lassen, entschlossen, Weihnachten Ihrem Vater zu schreiben, daß, so leid es mir auch thue, ich Sie nicht länger behalten kann. Jetzt macht der liebe Gott selbst Platz. Marie stirbt, und Platz ist da.“

Ich habe hier Stoff genug, um drüber nachzudenken.

Freitag, 7. August

„Kabale und Liebe“ wurden gegeben. Ich war im Theater. Doch zuerst hat es auch mich Kabale gekostet, die acht Groschen zu erhalten.

Sonntag, 9. August

War im Theater, wo die „Hugenotten“ gegeben wurden. Die Musik ist wirklich über alle Begriffe herrlich. Das Lied des alten Marcel erfüllte mich mit einem unwillkürlichen Schauer. Jedes Mal, wenn er schrie: „Piff, paff, puff!“

„Mordet sie,
Würget sie,
Piff paff puff!
Schlachtet sie,
Brennet sie,
Piff paff puff!
Bratet sie,
Folttert sie!“

und dabei leidenschaftlich gesticulierte, die greisen Haare selbst vor Zorn sich zu röthen schienen, hatte seine ganze Gestalt etwas Dämonisches.

„Auch Weiber verschonet nicht.
Vertilgt sie in Eil!
Ein jammerndes Weibsgesicht
Bringt euch um's Heil.
Vergießet mit Kraft und Muth
Ihr rosiges Blut!“

Und nun die Wiederholung obiger Verse. Wer das hörte und sich in jene Zeit hineindachte, dem mußte schaudern. Holzmilller als Raoul genügte mir nicht. Er war zerstreut und ließ beständig seine Blicke in eine Parterreloge fallen. Wahrscheinlich war da ein lieber Gegenstand. Ich erwartete nun, er würde, um das gut zu

machen, die herrliche Romanze: „Zwei Augen sah ich“ usw. um so besser singen, allein ich täuschte mich. Er sang es ohne Feuer und Ausdruck, und ebensowenig legte er einen genügenden Schmelz hinein. Bloss bei dem Refrain:

„O Lust, o Lust,
Zu ruhn an ihrer Brust!“

hatte sein Gesang etwas Liebliches, Melodisches, und seine Mienen waren beredt. Dabei sah er aber nach jener Loge. Wahrscheinlich richtete er an die darin befindliche Schöne jene Worte. Demoiselle Schlegel als Valentine sang ausgezeichnet. Die Musik in dieser Oper hat etwas, das mich ungemein anzieht. Bei einigen Stellen der Ouvertüre hätte ich den ganzen Abend verweilen mögen. Übrigens erinnert sie mich an die schöne Zeit, als Shiff in unserm Hause jene Melodien spielte. Ob ich diesen Menschen je in meinem Leben noch einmal wiedersehen werde?

Montag, 17. August

Heut fing die Schule wieder an. Ich befinde mich besser als vor den Ferien. Das dumme Genecke hat aufgehört. Ich habe, weil ich keine Reise gemacht, eine Reisebeschreibung von einem Winkel meiner Stube bis zur Stubenthür bekommen.

Dienstag, 18. August

Heut bekam ich Brief von Isidor, in dem er mir auf meine Bitte seine Liebesgeschichte erzählt. Das klingt nun so sentimental. Aber weil er dieser amour wegen mit seinem Herrn, dessen Verwandte sie ist, in Collision gerieth, so hat ihm sein Onkel in Hamburg eine Stelle zu Manchester verschafft, wohin er in Kurzem abgeht.

So lagern sich also hunderte von Meilen zwischen mir und meinem besten Freunde, meinem andern: Ich.

Mittwoch, 19. August

Mit Fritz vertrage ich mich jetzt recht gut. Er ist ein sehr gemüthlicher guter Junge, dem es gar nicht an Verstand fehlt.

Donnerstag, 20., Freitag, 21., Sonnabend, 22., Sonntag, 23. August

Nichts Bemerkenswerthes, außer daß ich einen Brief nach Hause schrieb und in diesem zwei Gedichte für die Hochzeit meiner Cousine Dorothea Friedländer mit Herrn Schweder, die am 23. gefeiert wird. Sonntag ging ich mit Fritz auf Schimmels Teich, ganz wie gewöhnlich.

Montag, 24. August

Ich weiß nicht, ich empfinde eine unnennbare Sehnsucht nach meinen Eltern. In mir kämpfen jetzt zwei Extreme. Ich möchte in die Welt hinausstürmen, dort mit eigener Hand mein Glück erringen, und wiederum gibt es Augenblicke, in denen mir nichts wünschenswerther erscheint, als die friedliche Stille zu Hause in dem Kreise der alten Bekannten. Ebenso kämpfen in meinem Innern zwei andere Extreme. Soll ich klug, soll ich tugendhaft sein in meinem Leben? Soll ich den Mantel nach dem Winde hängen, den Großen schmeicheln, mir durch feine Intriguen Vortheile und Ansehen erschleichen, oder soll ich wie der trotzigste Republikaner an der Wahrheit und Tugend halten, alles Andere nicht beachten und nur darauf ausgehen, dem Aristokratismus den Todesstoß zu versetzen? Aber nein, ich will, obwohl

ich auch dazu Talent hätte, kein lächelnder feiger Hofschranze werden! Ich will den Völkern die Freiheit verkünden, und sollt' ich im Versuche untergehen. Ich schwöre es bei dem Gott unter den Sternen, und Fluch mir, wenn ich je meinem Schwur untreu werde!!!

„Alle Menschen, gleich geboren,
Sind ein adliges Geschlecht.“

Und es wird und es muß noch dahin kommen! Doch vorher werden noch Ströme von Blut, von Pöbel- und Fürstenblut fließen. O Frankreich, Land meiner Sehnsucht, Land meiner Träume! Ach, wie zieht es mich hin zu dir! Bei dir wohnt die Freiheit, du hast dir sie erkämpft. Doch noch legtest du die Waffen nicht ab. Du sahst ein, was noch gethan werden muß, und läßt dich nicht einschläfern von den Versprechungen perfider Aristokraten.

Dienstag, 25. August

O, mit wie anderen Augen sehe ich jetzt die Handelsschule an! Die meisten meiner Mitschüler gehen ab. Wir sind sechsunddreißig in der zweiten Klasse, und davon bleiben keine zehn, die Anderen gehen alle Ostern ab. Während in der dritten Klasse vierzig, in der zweiten Klasse sechunddreißig stets waren, waren in der ersten nie mehr als zehn. Die Eltern sehen, wenn ihre Söhne zwei Jahre auf der Schule waren, ein, daß ihre Erwartungen im Ganzen getäuscht wurden. O, ich wollte, ich könnte meinen Vater überzeugen! Auf jeden Fall werde ich es versuchen und ihm klaren Wein einschenken.

Mittwoch, 26. August

Überhaupt thut es mir leid, daß ich nicht weiter

studiert habe. Es ist mir jetzt klar geworden, daß ich Schriftsteller werden will. Ja, ich will hintreten vor das deutsche Volk und vor alle Völker und mit glühenden Worten zum Kampf für die Freiheit auffordern. Ich will nicht erschrecken vor dem drohenden Augenzucken der Fürsten, ich will mich nicht bestechen lassen von Bändern und Titeln, um ein zweiter Judas die Sache der Freiheit zu verrathen. Nein, ich will nicht eher ruhen, bis sie bleich werden vor Furcht. Von Paris aus, dem Lande der Freiheit, will ich wie Borne das Wort zu allen Völkern der Erde schicken, und alle Fürsten sollen Zähneklappern und einsehen, ihre Zeit ist gekommen. Und doch, welche Hindernisse habe ich mir nicht selbst in den Weg gestellt! Wie werden meine Widersacher höhnen über den entlaufenen Handlungsdiener, der die Elle mit der Feder vertauscht. Selbst meine Anhänger werden Furcht haben, sich mir anzuvertrauen, und „Handlungsdiener!“ „Ellenreiter!“ wird es aus allen Ecken zischen. Aber mit den Thronen müssen auch die Vorurteile brechen, und der Handlungsdiener wird ihnen Worte reden, daß sie verstummen.

Mittwoch, 2. September

Heut hatte ich mit Courbassier (Lehrer Courvoisier) Streit, der sehr übel hätte ablaufen können. Ach, es gefällt mir nicht auf der Handelsschule, und ich bedauere von Herzen, daß ich hergekommen bin. Das viele Geld ist umsonst ausgegeben, denn wenn ich wirklich Kaufmann werden wollte, so könnte ich privatisirend in einem Jahre mehr lernen, als hier in zwei Jahren, und mit weit weniger Kosten. Nicht ich allein,

alle Handelsschüler bedauern, daß sie hergekommen sind.

Sonntag, 6. September

Der heutige Tag sollte folgenreich für mich werden. Herr Director pflegt nämlich in seinen Scherzen sehr unangenehm zu werden. Er nennt mich dann stets „er“ und giebt mir sogenannte Jagdhiebe, worüber mich Philippsohn, der einmal dabei gegenwärtig war, schon aufzog. Auch heut that er es. Ich will mich aber selbst im Spaß nicht prügeln lassen und sagte ihm ganz ruhig, wenn auch mit einem etwas strengen Blick: „Herr Director, vergessen Sie sich nicht.“ Diese wenigen Worte nahm er ungemein übel und rief einmal über das anderemal aus: „Wart, den will ich drücken, der soll das bereuen, den will ich von nun an drücken, wie ich nur kann!“

Mein Gott! das ist der Mann also, der vorgiebt, mich mit Liebe zu behandeln. Drücken? Ich habe wohl gehört, daß ein Vater sein Kind straft, aber drücken? Geflissentlich suchen, mir das Leben zu verbittern, das ist eine feindliche Stimmung, und demgemäß muß ich mich von nun an betragen.

Montag, 7. September

Ich habe einen Brief von meinem geliebten Vater bekommen. Er schreibt mir, er habe sich geängstigt, so lange von mir keine Nachricht zu erhalten. O, dieser gute, liebevolle Vater! wie er mich liebt! Aber ich fühle es, ich werde ebenfalls nie Jemand mehr lieben können, als ihn und meine Mutter. Wenn ich ihn doch glücklich machen könnte!

Dienstag, 8. September

Ich fange an, Hasselbach auf meine Seite zu ziehen. Dieser arme Junge wird von Becker und Moewes schrecklich behandelt, es wird ihm förmlich das Leben verbittert. Da gesellte sich bei mir Mitleid zur Klugheit, ich trat laut auf gegen solche Behandlung und nahm ihn in Schutz. Was natürlicher, als daß er sich freute, einen Beschützer zu finden und stolz darauf war, daß ich ihn, den Gedrückten, Verspotteten, meines Umgangs und, wie der Narr glaubt, meiner Freundschaft widme. Haha, Becker und Moewes lachen drüber, sie wissen nicht, welchen Zweck ich habe, wie ich diesen Hasselbach nutzen will.

Mittwoch, 9. September

Ich habe jetzt in einiger Zeit viel von Heine gelesen, als da: „Der Salon“, „Französische Zustände“, „Gedanken über Deutschland“. Dann Börnes „Franzosenfresser“. Ich liebe ihn, diesen Heine, er ist mein zweites Ich. Diese kühnen Ideen, diese Alles zerschmetternde Kraft der Sprache! Er weiß so leise zu lispeln wie Zephyr, wenn er die Rosen küßt; feurig und glühend weiß er die Liebe zu schildern; er beschwört sanfte Sehnsucht, zarte Wehmuth in uns herauf und ebenso den unbändigsten Zorn. Alle Gefühle und Regungen stehen ihm zu Gebot, seine Ironie ist so treffend, so tödtlich. Und dieser Mann ist abgefallen von der Sache der Freiheit! Und dieser Mann hat die Jakobinermütze von seinem Haupt gerissen und einen Tressenhut auf die edlen Locken gedrückt! Und doch, ich glaube immer, es ist sein Spott, wenn er sagt:

„Ich bin royalistisch, ich bin kein Demokrat.“
Es scheint mir Ironie zu sein und ist es vielleicht. In seinen „Französischen Zuständen“ sagt er, als er den Tod der sechzig Republikaner bespricht, die beim Begräbniß des Generals Lamarque umkamen: „Ich ging traurig über die Stätte, wo der Aufruhr stattgefunden. Der Boden war getränkt von dem edelsten Blut Frankreichs. Bei Gott! ich wollte lieber, ich und alle meine Mitgemäßigten lägen auf dem Platz, als diese sechzig edlen Republikaner.“

Sonntag, 13. September

Mittag war schrecklicher Lärm. Hander, der bisher nicht mit mir gesprochen hatte, fing an, sich wüthend mit mir zu zanken. Ich war auch entschlossen, nicht nachzugeben. Da aber meine Eltern Dienstag über acht Tage kommen, so wollte ich meinem Vater keinen Verdruß machen und gestand, daß ich mich übereilt hätte. Kaum hatte ich das Wort gesagt, so nahm Hander meine Hand, schüttelte sie und sagte, es wäre ganz beim Alten, er wäre wieder mein bester Freund. —

Eine lange Zeit wurde ich gehindert, mein Tagebuch regelmäßig fortzuführen, da meine Eltern nach Leipzig kamen. Viel hat sich in dieser kurzen Zeit geändert. Ich war so beglückt durch die Gegenwart meines Vaters, meiner Mutter, meiner Schwester. Ich wäre so gern wieder mit ihnen gezogen nach Breslau, aber das stolze Herz schämte sich, es zu gestehen, und es hätte mir auch nichts genützt. Mein Vater will, daß ich ausharre und ein Jahr in der ersten Klasse

bleibe, um dann mit dem Zeugniß der Reife abgehen zu können. Sonst hätten ihm seine Opfer, die er mir gebracht, nichts genützt. Das viele Geld, das ich ihm koste, und das ihm so schwer ankommt, das wäre ja herausgeworfen. Nein, es wäre undankbar von mir, meinem Vater diese Hoffnung zu vernichten, es wäre undankbar von mir, darauf zu bestehen, daß mich mein Vater von der Schule nimmt. Nein, und wenn ich noch so viel zu dulden hätte, ich will diese anderthalb Jahr standhaft ertragen.

Aber leider stehe ich, wie ich immer deutlicher sehe, bei Schieben sehr schlecht. Schierholz, dieser verfluchte Pedant, dieser verdammte Klatscher, hat bei mir nicht Alles so gefunden, wie es nach seinem pedantischen Sinne gebührt. Übrigens kann er mich schon länger nicht leiden, und so hat er mich denn beim Alten verklatscht. Diesen ärgert mein freies Wesen, diesen ärgert es, daß ich mich nicht unterdrücken lassen will, daß ich mich nicht sklavisch unterwerfe, und er giebt mir seinen Zorn bei jeder Gelegenheit zu erkennen. Philippsohn ist auch gefallen, als Opfer des Schiebe'schen Despotismus. Er mußte abgehen, und jetzt noch verfolgt ihn Sch.'s Haß. Ach, großer Gott, hielte mich die Rücksicht auf meinen Vater nicht, wie wollte ich hereinfahren in die ganze Wirthschaft, in die Lehrersippschaft, in diese schmeichlerischen Klatschmäuler, in diese intriganten, mantelhängerischen Schurken! O, wie wollte ich Schieben die Wahrheit sagen! Wie er sie noch nie gehört! Die Ohren sollten ihm sausen davon. Wie wollte ich ihm die Wahrheit sagen vor der ganzen Klasse, der ganzen Schule,

dem ganzen Lehrpersonal! Ich wollte ihm sagen, wie er geliebt wird von seiner ganzen Schule, wie da Keiner ist, der ihm nicht schon geflucht hätte, wie da Keiner ist, der sich nicht schon selbst verwünscht hätte, der Handelsschule wegen. Ich wollte erzählen, wie gerecht er ist, wie Alles bloß nach seinem Kopfe geht, wie er nicht auf Kenntnisse und Betragen sieht, sondern danach, ob man ihm schmeichelt, wie Jeder verloren ist, der nicht den Mantel nach dem Winde hängt. Ich wollte es ihm laut in die Ohren donnern, wie unter hundertzwanzig Handelsschülern hundertzehn sind, deren innigster Wunsch es ist, daß die ganze Handelsschule zum Teufel fahre. Wie Keiner ist, der ihn nicht schon mit vollem Recht einen ungerechten Schurken geschimpft hätte. Ich wollte es ihm sagen, ganz laut, wie er sein ganzes Lehrpersonal zu Spürhunden gebraucht, zu Mantelhängern, zu Spionen, zu Klatschmäulern, wie ängstlich er spioniert, als gälte es Staatsverbrechen zu bewachen, eine Verschwörung zu entdecken, aber nicht sechzehnjährige Jünglinge vor Fehlritten zu bewahren. O, ich wollte auf diesen despotischen Schurken mehr Wahrheiten häufen, als er je gehört noch hören wird. Ich wollte ihm so lange die Wahrheit in die Ohren brüllen, bis ihm sein Trommelfell platzte! Ich wollte es ihm sagen, und alle Schüler sollten es mir bestätigen, wie man nichts lernt auf dieser Schule, als sich bücken, kriechen, Schuldienern den Hof machen. Ich wollte ihn durch ein Nadelöhr jagen mit der Wahrheit und nicht eher aufhören, bis sie ihn taub machte. Doch genug! Ich ändere es ja doch nicht mit

meinem Unwillen, so gerecht er auch ist. Hier gilt es das „perfer et obdura“ der Stoiker zu befolgen. Ich sehe es deutlich, wie Schiebe mich haßt und darauf ausgeht, seine Wuth an mir auslassen zu können, wie ungerecht er gegen mich ist. Aber nur Geduld! Vielleicht kommt auch für mich die Stunde der Rache.

Auch mein Verhältniß zu Hause (bei Hander) gefällt mir gar nicht. Es sind da beständige Klatschereien zwischen Hander und Schiebe und Schiebe und Hander. Und nun die ewig geheimnißvolle Miene, mit der mich Hander stets warnt! Ach, es ist zum Davonlaufen! Es vergehen keine drei Tage, so kommt Hander nach Hause und fängt geheimnißvoll mit leiser Stimme an: „Hören Sie's, Lassal . . . Ich will's Ihnen gesagt haben, es ist was gegen Sie im Werk . . . Nehmen Sie sich in Acht . . . Um Gotteswillen . . . Na, ich kann nichts sagen . . . Wenn Schiebe will, so müssen Sie fort . . .“ usw. Und so bewegt er sich in nichtssagenden Redensarten um sich selbst, macht mich wunder wie neugierig, spricht immer halbe Wörter, und am Ende ist nichts, gar nichts dahinter. Man möchte toll werden!

Mit Mannberguer bin ich ein wenig bekannt geworden. Früher konnte ich ihn nicht leiden, und jetzt zieht er mich ungemein an. Ich finde ihn sehr lebenswürdig und gäbe was drum, wenn ich ihm einen Theil des Interesses einflößen könnte, das ich für ihn empfinde. Er hat mir die Marseillaise gegeben, wofür ich ihm sehr verpflichtet bin; denn deutscher Muse ist es bis jetzt noch nicht gelungen, oder vielmehr, die

deutsche Muse hat sich noch nicht daran gewagt, den Tyrannenhaß in so kraftvoller Sprache zu verabscheuen. Noch hat der Deutsche nicht gewagt, in feurigen Versen die Freiheit zu schildern; denn die Freiheit, die unsere deutschen Liberalen meinen, besteht darin, daß sie dem gnädigsten Landesfürsten Kratzfüße machen, seine Civilliste vergrößern zu können; höchstens wagen Sie einmal in allerhöchster Devotion mit furchtzitternder Stimme um ein wenig, ganz klein wenig Preßfreiheit zu bitten. Mit Recht sagt Börne, als einmal ein deutscher Gelehrter ein Buch über Preßfreiheit betitelte: „Die Preßfreiheit nach englischen und amerikanischen Grundsätzen bearbeitet“: „Wenn ich einmal über Preßfreiheit schriebe, ich würde anfangen: „Die Preßfreiheit, oder der Teufel holt euch Alle, Fürst, Volk und deutsches Land!“

Mit Becker bin ich ebenfalls näher bekannt geworden. Es läßt sich, wie gesagt, wenn man ihn näher kennt, gut mit ihm umgehen. Er ist von Gemüth, dabei lange nicht so egoistisch wie Moewes und, wie ich glaube, sogar wahrer Freundschaft fähig. Er ist in der ganzen Klasse der, den ich am Meisten suche. Ich gehe häufig mit ihm Billard spielen. Er besitzt eine Liebe für das andere Geschlecht, die ihn manchmal sogar brutal werden läßt, doch ist dies seltener und in weniger hohem Grade bei ihm der Fall, als bei Moewes. Ich weiß nicht, ich könnte um keinen Preis zu einem käuflichen Weibe gehen. Ich muß durch die Schönheit der Frau begeistert werden, ich muß lieben oder, was gleich ist, zu lieben glauben, ich muß eine bestimmte Person

zu besitzen wünschen; nie könnte ich aber einem rohen, thierischen Triebe folgen. Das wäre mir zu roh. Ich würde Keinem verargen, wenn er die Reize einer Person, für die er brennt, zu besitzen wünscht und es dahin durch alle in seiner Macht stehenden Mittel — jedoch nur ehrenvolle — zu bringen wünscht.

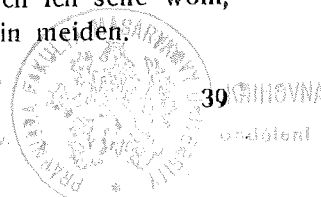
Ich fange meinen täglichen Bericht an.

Dienstag, 10. November

Heut wurde der Monatsbericht vorgelesen. Ich stand gegen mein Vermuthen bei keinem Lehrern drin, bloß Odermann hatte hineingeschrieben: „Lassal könnte sich manchmal mehr zusammenehmen.“ Bei Moewes hatte er geschrieben: „Macht gar keine Fortschritte.“ Bei Nathansohn: „Geht in seinem Wissen beständig zurück.“ Diesen Beiden thut der Alte nichts, sagt ihnen nichts, bloß auf mich, der doch lange nicht so hart getadelt wurde, fuhr er mit einer unbegreiflichen Wut los, sich ordentlich der Gelegenheit erfreuend, mich heruntermachen zu können, und befiehlt mir Sonnabend Nachmittag nachzuzeichnen. Bloß mich und Simons traf diese Strafe, denn obwohl noch fünfzehn weit härter und Viele gleich getadelt waren, so wüthete er doch bloß gegen uns Beide, da er uns nicht leiden kann. Aber die Ungerechtigkeit, besonders gegen mich — denn Simons war bei zwei Lehrern drin, ich aber bloß bei einem und auch bei diesem nicht als unfleißig oder störend, sondern Odermann hatte bloß geschrieben, ich könnte mich manchmal mehr zusammenehmen — war zu offenbar. Die ganze Klasse gab mir Recht. Abends war Schillerfest, und im Theater gab

man die Räuber. Die Dessoir sprach einen Prolog dazu. Es war zum Erbarmen, anzusehen, wie Wollraabe den Karl Moor gab. Er glaubte, die Kunst, die ihm fehlte, durch Schreien und die tiefe Bedeutsamkeit, mit der einige Stellen gesprochen werden müssen, durch Augenverdrehen ersetzen zu können. Schon sein Costüm war abgeschmackt. Reger hingegen gab den Franz ausgezeichnet.

Ehe ich ins Theater ging, ließ ich mir vor den Augen der Frau Director den Thaler, den ich mir von Fritz geborgt hatte, wechseln. Zu borgen war ich genötigt gewesen, denn Vater hat mir schon vierzehn Tage nicht geschrieben, mir also auch kein Geld geschickt. Frau Director wußte, daß ich keinen Pfennig hatte, denn ich hatte ihr meine Geldnoth Sonntag geklagt, und frug mich, woher ich den Thaler habe. Ich hätte ihr das wohl erzählt, denn es ist ja nichts Böses, einen Thaler von einem Freunde zu borgen, aber ihr argwöhnischer Ton verdroß mich. Ich gab ihr lachend zur Antwort, ich hätte nicht geglaubt, daß meine Börsenverhältnisse sie so interessiren. Als sie aber fortfuhr, in mich zu dringen, es, wie sie es nannte, zu gestehen, zuletzt auch sagte, sie könne sich's schon denken, so antwortete ich ihr: „Nun gut, so denken Sie sich's!“ und ging weg. Es ist zwar bloß eine Kleinigkeit, aber die Sache ärgert mich doch. Ich hätte Alles so leicht vermeiden können, wenn ich mir das Geld selbst gewechselt hätte. Aber weit entfernt, etwas Böses darin zu sehen, machte ich aus der Sache kein Hehl. Doch ich sehe wohl, man muß vor Allem den Schein meiden.



Mittwoch, 11. November

Heut erhielt die zweite Klasse die Nachricht, einen Wink, der Alte wolle den Gallois nachsehen, ob wir die Vocabeln drüber geschrieben. Um elfeinhalb kam der Alte. Wir hatten Alles ausgerieben, daß auch nichts mehr zu sehen war. Wie er aber bei meinem Nachbar ist, kommt mir die Lust an, zu sehen, ob er mich sehr haßt. Ich nehme also den Bleistift und schreibe schnell ein einziges Wort hin. Darüber konnte er im Grunde nichts sagen, doch schimpfte er nach Möglichkeit. Einige Minuten darauf rücke ich meine Mappe und er sieht meine Präparation, die ich, ohne dabei eine unredliche Absicht zu haben, unter die Mappe gelegt hatte. Nun hätte man die Wuth sehen sollen, wie Schiebe auf mich los fuhr. Eigentlich konnte er gar nichts darüber sagen, denn man kann uns nicht wehren, eine schriftliche Präparation zu machen, wenn wir nur nicht corrigiren; und dies war, wie er selbst sah, nicht geschehen. Er aber hunzte mich wüthend herunter. Darauf wandte er sich zu Courbassier (Courvoisier) und sagte: „Sehen Sie Monsieur, dem Richter dürfen Sie nicht trauen, denn er ist tückisch; diesem aber noch weit weniger. Das ist ein ganz verfluchter Heuchler (ich ein Heuchler!), dem kein Lehrer ein Wort glauben soll. Das ist ein ehrloser Heuchler, ein Schurke.“ usw.

Man denke, ich, der ich immer von Hander getadelt werde, daß ich so offen bin, ich ein Heuchler!

Ich versuchte ein Wort zu stammeln, wieso er

eine solche Meinung gefaßt habe, aber der Alte ließ mich nicht zu Wort kommen.

„Verdammt Heuchler!“ unterbrach er mich, „halt's Maul, oder ich werf Dich zur Thür hinaus! Gestern erst habe ich von Dir gesprochen, und da sagte ich, nächstens bekommst Du eine Ohrfeige, daß Dir der Kopf zurückbaumeln soll.“ Dabei hob er die Hand und blieb einige Zeit in einer solchen Stellung, daß ich wie die ganze Klasse glaubte, er würde sie mir schon geben.

Mich beschäftigte nur der eine Gedanke: wenn er mir eine Ohrfeige giebt, was soll ich thun? Soll ich sie ruhig hinnehmen, vor der ganzen Klasse diese Schande ertragen, oder sollte ich sie erwidern? Aber wenn ich das Letztere thäte, was würde mein Vater dazu sagen, mein armer Vater, dessen einzige Hoffnung ich bin, dem ich versprochen habe, Freude zu machen! Ach, ich sehe wohl, auf der Handelsschule werde ich dies Versprechen wohl nicht erfüllen können. Doch diesmal ließ es Schiebe beim Drohen bewenden.

Als er fort war, erklärte die ganze Klasse, daß es eine niederträchtige Gemeinheit vom Alten gewesen; von allen Seiten kamen welche, mich zu trösten damit, daß es ihnen ebenso schlecht und noch schlechter ergangen. Selbst Hauptiz, einer meiner größten Feinde, kam zu mir und sagte, ich solle mich darüber hinwegsetzen, es ginge mir nicht allein so.

Hander fragte mich heute wieder über das Geld aus. Ich gab ihm dieselbe Antwort wie gestern. Dieser böse Narr aber erwiderte, er wolle es meinem Vater schreiben, und als er sah, daß

das nicht zog, sagte er, er würde Schiebe von meinen Pumpereien Anzeige machen.

Donnerstag, 12. November

Ich schrieb meinem Vater heut die ganze Geschichte.

Dienstag, 17. November

Heut erhielt ich Antwort von meinem Vater. Er tadelt, wie es voraussetzen war, mein Benehmen, — voraussetzen, nicht weil ich Unrecht hatte, sondern weil stets Eltern ihren Kindern Unrecht geben, wenn diese gegen ihre Lehrer auftreten. Ich erhielt Geld.

Donnerstag, 19. November

Heut zeigte sich Schiebes Haß gegen mich wieder recht deutlich. Odermann hat sich nämlich in einem Briefe an Erdmann (Moewes' und Beckers Philister) darüber beschwert, daß Moewes und ich die Privatstunden in der Arithmetik unregelmäßig besucht. Erdmann hatte sich darauf mit Moewes heftig gezankt und war mit dem Brief zu Schiebe gegangen, wo er und Odermann uns über alle Begriffe verklatschten.

Kaum war ich heut früh in der Schule angekommen, als ich hinunter zu Schiebe gerufen wurde. Wüthend schimpfte dieser auf mich und Moewes los. Er nannte uns Schlingel, unser Betragen fleghaft usw. Odermann stand dabei und verleumdete uns immer mehr. Er sagte, wir hätten noch gar nichts gelernt, wüßten nichts und reizte Rectors Zorn noch. Dieser verbot ihm darauf, uns Stunde zu geben, und wenn wir einen Louisd'or für die Stunde bieten würden.

„Er mag selbst sehen, wie er fortkommt,“ sagte

er von mir, „und wenn er nicht fortkommt, mag er zum Tempel 'naus!“

So??!!

Moewes überhäufte er mit noch mehr Schimpfwörtern, auch mußte dieser seines Betragens gegen Erdmann wegen vor die Synode. Schließlich gab er Odermann den Rath: wenn wir zu ihm kämen, sollte er uns mit Fußtritten regaliren und die Treppe hinunterwerfen. Zu mir sagte er darauf: „Deinem Vater werde ich nächstens schreiben. Ich warte nur, bis das Maß Deiner Sünden voll ist.“ O, du lieber Gott, wenn ich nicht wüßte, wie sehr sich mein Vater über Schiebes Verleumdungen betrüben wird, o was für einen Denkkettel wollt' ich diesem Schurken geben! Einstweilen tröste ich mich mit dem Fischerlein: „Geduld, der Augenblick wird kommen.“

Freitag, 20. November

Da heut des Bußtags wegen frei war, so ging ich mit Becker und Moewes spazieren. Auf diesem Spaziergang wurde mir die Gewißheit, daß Rector Schiebe die Juden nicht leiden kann. Moewes, der Donnerstag vor der Synode gestanden, erzählte nämlich Folgendes: Der Rector, nachdem er ihn (Moewes) ungeheuer runtergerissen hatte, fing zu den Lehrern an: „Fast möchte ich glauben, meine Herren, daß alle Berliner nichts taugen. (Becker und Hasselbach, die anderen beiden Berliner, kann Schiebe ebenfalls nicht leiden.) „Sie erinnern sich,“ fuhr er stark betonend fort, „an die drei Juden (er meint die zwei Markwalds und Henz), die wir von dort hatten.“

Sonntag, 22. November

Heut besuchten mich der kleine Demlich und der eigennützig K. Ich machte sie mit Grogk betrunken und ließ sie laufen. Was doch dieser K. ein gemeiner eigennütziger Kerl ist! Für zwei Groschen lauft er Einem ins Feuer, küßt einem die Füße, und umsonst hebt er seinen besten Freund nicht auf, wenn er in der Rinne liegt. Dabei borgt er immer Geld und bezahlt nicht. Das Schönste ist, daß er glaubt, ich nehme seine Äußerungen für baare Münze und daß er denkt, mir einreden zu können, er käme bloß aus Liebe und Freundschaft zu mir, während er nur kommt meines Abendbrotes halber. Der Esel! Er denkt mich anzuführen und ist doch selbst der Gefoppte. Er weiß nicht, daß ich ihn bloß darum um mich dulde, weil ich ihn brauchen kann.

Dienstag, 24. November

Ich fühlte mich so unwohl, daß ich zu Hause bleiben mußte. Ich hatte die Mandelbräune. Der Hals schwoll mir an, und der homöopatische Arzt der Frau Director erklärte, daß ich mich zu Bett legen müßte. Er gab mir auch von seinen Pulvern, die ich zwar nahm, zu denen ich aber als Universalmediciner kein Zutrauen habe, da ich nicht einsehe, wie alle Krankheiten, die doch meist verschiedene Ursachen haben, durch ein und dasselbe Mittel geheilt werden können.

Mittwoch, 25. November

Ich blieb heut im Bett und habe überhaupt die Aussicht, wenigstens acht Tage die Stube hüten zu müssen. Mein Vater schrieb mir. Ich würde, da ich beständig allein bin, große Langeweile

empfinden, wenn mich Zander nicht besuchte. Dieser wahrhaft gute, noch ganz unverdorbene Mensch scheint gegen mich aufrichtige Freundschaftsgefühle zu hegen, die nicht durch den Eigennutz, wie bei K., oder den Trieb, sich zu amüsiren, wie bei Becker, hervorgerufen sind. Donnerstag, 26. November.

Ich beschäftige mich jetzt mit der Lectüre des genialen Byron.

Ich empfinde jetzt recht deutlich den Unterschied zwischen zu Hause und bei fremden Leuten. Während, wenn ich zu Hause das Bett hüten mußte, eine liebende Mutter nicht von meinem Bett wich, Schwester und Verwandte mich liebevoll umgaben und meines zärtlichen Vaters erste Frage, wenn er zur Thür hereinschritt, war: „Wie befindet sich das Jungel?“ läßt man mich jetzt ganz allein liegen, ohne sich um mich zu bekümmern, ohne nach mir zu sehen, außer in der Zeit, wo der Arzt kommt. Alle Viertelstunde muß ich auf die Gefahr, mich zu erkälten, aus dem Bett, um das Feuer nicht ausgehen zu lassen. Verlangte ich etwas, so muß ich aus dem Bett springen und zur Treppe gehen, Emilien zu rufen, die mir gewöhnlich erst, nachdem ich eine halbe Stunde zitternd vor Kälte da gestanden und sie in einem fort gerufen habe, Antwort giebt. Meine Nahrung ist Wassersuppe, meine Behandlung die eines Hundes. Dabei raucht es heut in meiner Stube so, daß ein Gesunder die größten Kopfschmerzen bekommen würde, und als ich mich darüber beschwerte, daß mir der Rauch auf den Hals falle, gab man mir ganz gleichgültig die Antwort: das wäre nicht zu ändern, es raucht,

weil der Wind geht. O, wie sehr sehnte ich mich da nach Hause unter die liebenden Hände meiner guten Mutter. Aber das Sehnen war umsonst, und die Thränen, sie flossen vergebens über meine Wangen. Was übrigens das Stubenmädchen betrifft, so werde ich mir ihretwegen noch eine Gallenkrankheit zuziehen. So etwas Klatschiges und Ungefälliges, Dummes, wie diese Emilie, habe ich noch nie gesehen. Dabei verkennt sie aber ihren Vortheil am meisten. Nie geht sie mir den kleinsten Gang, klatscht Alles; rufe ich sie, muß ich erst eine halbe Stunde warten, indeß Riekchen sich ganz anders benimmt. Sie steht zwar zu tief unter mir, als daß ich mich mit ihr streiten sollte, aber Weihnachten will ich sie strafen.

Sonntag, 29. November

Heut besuchten mich Flateau, Lehmann, Zander und der dumme Lesser. Da Lehmann, Flateaus Freund, in einer Weinhandlung ist, so kamen wir auf den Einfall, uns über seines Herrn Weine lustig zu machen, und besonders der Champagner war es, den wir bespöttelten, den wir nachgemacht nannten usw. Um uns zu beweisen, daß der Champagner, den seine Handlung beziehe, echt französischer sei, zieht L. den Pfropfen einer Champagnerflasche, den er zufällig in der Tasche hatte, heraus und zeigt uns den darauf befindlichen Stempel: „Perrier et fils“. Nachdem wir den Champagnerpfropfen besehen, nehme ich ihn und werfe ihn in die Stube mit dem Gedanken: „Wenn den Jemand findet, glaubt er, ich habe Champagner getrunken.“

Montag, 30. November

Heut kam Frau Director zu mir, und nach vielen feinen Wendungen, in denen sie mich zu sondiren sucht, fängt sie endlich an: „Es ist Alles heraus, Sie haben Sonntag hier Champagner getrunken. Nicht?“ Ich, der ich natürlich darüber lachen mußte, gebe ihr, theils weil ich es für kein Verbrechen halte, Champagner getrunken zu haben, theils weil ich ihren sich klug dünkenden Argwohn, der stets da, wo nichts ist, etwas ergründen will und beständig Geheimnisse voraussetzt, die zu erspioniren, um damit prunken zu können, ihre Sucht ist, — um diesen Argwohn also zu bestrafen, vollkommen Recht. Durch dies unerwartete Bejahen wurde sie augenscheinlich verduzt und in ihrer Meinung irre gemacht. Als ich aber bald darauf ihr erklärte, es sei dies nur ein Scherz gewesen, und es hätte Niemand daran gedacht, hier Champagner zu trinken, der Pfropfen wäre aber blos durch Zufall zu uns gekommen, so hatte sie wieder die felsenfeste Überzeugung, ich hätte welchen getrunken. Was doch der Argwohn böseartig ist! Darauf hielt sie mir eine lange Rede, sagte auch, sie wolle es ihrem Mann nicht sagen, während ich doch bestimmt weiß, daß sie es dem und noch anderweitig klatschen wird. Ich antwortete ihr auch ganz höflich, sie möchte sich nicht incommodiren und es immerhin erzählen, wem sie wolle.

Dienstag, 1. December

Ole Bull ist angekommen. Es sollte mir sehr leid thun, wenn ich durch Krankheit gehindert würde, ihn zu hören.

Ich lese die „Briefe eines Verstorbenen“ von Fürst Pückler. Obgleich sich nicht leugnen läßt, daß sie geistreich geschrieben sind, so finde ich doch Börnes Urtheil sehr wahr: die Briefe wären todt. Kein Funken warmer Lebenshauch ist in ihnen.

Herr Schierholz besuchte mich heute, gerade als ich Klavierstunde hatte. Er visitirte nichts, sondern machte mir nur einen freundschaftlichen Besuch, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen, tadelte mich liebevoll, daß ich mich nicht warm genug hielt, und ging. Unten ließ sich Frau Director mit ihm in ein langes Gespräch ein. Da mag sie ihm wohl von der Champagnergeschichte erzählt haben.

Mittwoch, 2. December

Heut kam Zander und erzählte mir, daß ihn Herr Director Schiebe und Herr Schierholz streng inquirirt hätten, ob er bei mir Sonntag Champagner getrunken. Natürlicher Weise konnte er nichts gestehen, und die ganze Untersuchung führte zu keinem andern Resultat, als zu dem, Frau Director zu blamiren. Zander sprach ganz die Wahrheit, gab sogar an, wo man den Lehmann finden könnte. Auch Kindermann, der von Schierholz befragt wurde, wußte nichts, und so sah Schierholz selbst ein, daß hinter der Sache nichts wäre.

Für Hülsse wird gesammelt. Jeder Schüler der zweiten Klasse giebt zwei Thaler, um einen goldenen Pokal zu kaufen. Der einzige gerechte Lehrer, den die Schule besitzt, der sich nicht zum Spion herabwürdigte und den Unterdrückten beschützte, geht nun fort. Es wird hübsch werden!

Sein Stellvertreter wird wahrscheinlich wieder eine Canaille sein.

Donnerstag, 3. December

Heut hatte ich ein ernsthaftes Gespräch mit Herrn Director Hander. Er gestand mir offen, daß seine Frau ihm (le pauvre diable) jeden Tag und jede Nacht die Ohren müde hetze und ihm keinen Frieden gönne. Sie beklage sich fortwährend über mich. Ich behandelte sie besonders in Gegenwart Anderer nicht mit dem schuldigen Respect. Ich erklärte dies ganz offen Herrn Director, sagte ihm, wie seine Frau stets in Gegenwart von Kameraden mich auszanke, wie ich das durchaus nicht dulden könne, noch viel weniger, daß, wenn sie meine Freunde, die doch gar nichts nach ihr zu fragen haben, selbst angriffe. Ich fragte ihn darauf, ob es etwas Böses wäre, mir in einem Töpfchen Rum zu wärmen, um aus meinem Thee Grogk zu machen. Und als er mit Nein antwortete, so sagte ich ihm, wie seine Frau damals, weil ich das gethan, also hereingestürmt wäre: „Was braut Ihr (meine Freunde) da? Das wollen wir uns verbeten haben!“ Ebenso packte sie neulich Zander auf der Treppe an und fragte ihn, ob er zu mir ginge. Sehr höflich antwortete er: „Mit Ihrer Erlaubniß, ja.“ „Sind Sie auch Einer von denen,“ fragte Frau Director, „die oben solchen Lärm machen?“ Erstens machen wir keinen Lärm, und zweitens paßt sich diese Frage nicht, und wenn es nicht gerade Zander gewesen wäre, so hätte Frau Director eine derbe Antwort besehen können. Herr Director Hander konnte mir nicht Unrecht geben; indeß sagte er mir, wenn seine Frau

ihm ferner so in den Ohren läge, so könnte er sich nicht helfen und müßte, um Frieden zu erlangen, meinem Vater schreiben: „Hören Sie, Herr Lassal, so leid es mir thut, Ihr Sohn kann sich mit meiner Frau nicht vertragen, nehmen Sie ihn weg.“ Ich gab ihm ganz Recht, bedauerte ihn aber und sumimte dann:

„Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben.“

Frau Director mag sich aber vor mir in Acht nehmen, ich möchte sonst dieser wurmstichigen verblühten Rose ihren eigenen Dorn zu kosten geben. Von der Centifolienart ist sie indessen sicher, denn sie vereinigt in sich cent folies (hundert Dummheiten); nur ist sie noch zehnmal mehr schlecht als dumm.

Sonnabend, 19. December

Heut gab uns Hülse die letzte Stunde (von neun bis zehn). Um neundreiviertel erhalte ich einen Brief von Geidler, in dem er mir schreibt, da in der ersten und dritten Klasse Reden gehalten würden, so solle ich sprechen; im Namen der Secunda fordere er mich auf. Ich antwortete nicht. Da schreibt mir Hauptiz, einer meiner erklärtesten Gegner, einen Brief mit derselben Bitte und dem Bemerken, wenn ich nicht sprechen wolle, so werde er es thun. Mir war die ganze Geschichte eine mißliche. Ich hatte nicht einmal zehn Minuten Zeit, mich vorzubereiten. Ich wollte die Aufforderung nicht annehmen, und doch konnte und wollte ich die Aufforderung nicht abschlagen. Indeß winkte ich Hauptiz zu, er solle reden. Jetzt schlägt es, und Hülse hält seine Abschiedsrede. Er ist fertig. Ich sehe

mich um, ob Jemand auftreten und sprechen wird. Keiner rührt sich aber. Die ganzen hinteren Bänke winken mir zu. Schon will Hülse sagen: „Erste Section ab!“ da erhebe ich mich, um die Ehre der Klasse zu retten und spreche. Was ich sprach, das weiß ich kaum noch, denn da ich ganz ex tempore sprechen mußte, so waren es nur Eingebungen des Augenblicks. Allein die Rührung Hülsses, der Beifall und der Dank der ganzen Klasse waren mir der Beweis, daß ich meine Sache gut gemacht haben mußte.

Abends kam Demlich zu mir und sagt mir, daß Hülse dem Alten erzählt, ich hätte eine Rede gehalten, die ihn sehr gerührt und ihm den Abschied bedeutend erschwert hätte. Der Alte, fuhr er fort, soll hierauf wüthend geworden sein, um zwölf seine Goldsöhnchen heruntergerufen und ihnen erklärt haben: das Blut habe ihm die Adern sprengen wollen, wie er gehört, daß ich gesprochen habe; die ganze Klasse und selbst die wenigen Guten wären Lumpenkerls; sie hätten rufen sollen: „Nieder! nieder! Lassal!“ Demlich versicherte mir das Alles, doch scheint mir die Sache kaum glaubbar. So viel Gemeinheit übersteigt meinen Horizont. Er sagte also, sie hätten dem abgehenden Hülse Schmach anthun sollen und sich so pöbelhaft betragen, was er wenn's einem Andern als mir gegolten, mit Recht auf's Strengste gerügt hätte.

Sonntag, 20. December

Heut machte ich die Bekanntschaft der Zander'schen Familie. Seine Schwester R. interessierte mich ungeheuer. Sie ist bildschön, zum Küssen; aber ich bin leider noch nicht zum Küssen ein-

gerichtet. Geduld, mon petit ami! Der Augenblick wird kommen. Übrigens habe ich mich nach Kräften liebenswürdig gemacht.

Den dritten Brief von Isidor habe ich bekommen, ohne ihm zu antworten. Ich Undankbarer!

Montag, 21. December

Heut, wie ich aus der Schule kam, sehe ich einen Brief an mich auf dem Tisch mit der Aufschrift „cito citissime!“ Hastig erbreche ich ihn. Er ist von meiner Schwester und von Lachs, die mir melden, Sonnabend, den 26. sei die Silberhochzeit meiner Eltern. Sie hätten mich um Alles in der Welt gern kommen lassen, wenn nicht der Frost sie davon abgehalten hätte, auch hätten sie verboten, es mir zu schreiben, damit ich keine Sehnsucht bekäme, nach Hause zu reisen, da dies der Kälte wegen nicht anging. Doch gab meine Schwester, klug wie immer, mir einige Winke: ich solle thun, was ich nicht lassen könne. Ach, es hätte dieser Winke nicht bedurft! Ich war fest entschlossen, um jeden Preis und in jedem Falle zu kommen. Aber welche Hindernisse stellten sich nicht in den Weg! Schiebe, der mich so haßte, sollte mich ohne ein Schreiben meines Vaters reisen lassen! Kaum denkbar! Und selbst meine Pflegeeltern, wenn sie nun anderer Meinung waren? Ich berief mich zwar auf den Brief, aber hätten sie diesen selbst gelesen, so würden sie außer einigen versteckten Winken nur Bedauern, daß ich nicht komme, gefunden haben.

Indeß, es gelang, und Hander wie seine Frau zeigten sich diesmal im besten Lichte. Ja, ich glaube, daß es mir ohne Hander schwerlich ge-

lungen sein würde, Schiebes Erlaubniß zu erhalten.

Donnerstag Nachmittag saß ich auf dem Dampfwagen und flog Breslau zu.

Ich gehe über meine Reise hinweg. Sonnabend früh um sieben Uhr war ich in Breslau angelangt. O, welche Wehmuth ergriff mich, als ich die geliebten Straßen und Türme sah, die ich mich vor drei Vierteljahr so gefreut hatte zu verlassen. Ich stieg bei Onkel Friedländer ab, der nicht wenig erfreut war, mich so gleichsam aus den Wolken gefallen zu sehen. Schnell kleidete ich mich an und flog zu meinen Eltern. Die Freude meines Vaters, meiner Mutter und meiner Schwester zu beschreiben, übersteigt meine Fähigkeit. Besonders mein Vater war rein außer sich. Gerade er hatte die meiste Sehnsucht gehabt, mich zu sehen, und wollte sogar nach dem Feste zu mir heraufkommen. Sieben glückliche Tage verlebte ich hier. Meine Mutter wollte mich noch länger dabehalten, aber ich kannte Schieben zu gut und liebte meinen Vater zu sehr.

Die Heirath meiner Schwester mit Cousin Friedland ist jetzt fast entschieden, und man erwartet Ferdinand aus Paris.

Freitag, 1. Januar 1841

Saß ich wieder auf dem Wagen, und fort ging's von den liebenden Eltern hin in die Region des Hasses.

Sonntag hatte ich Leipzig erreicht. Ich ging zu Zander, wo man mich sehr freundlich empfing. Ebenso besuchte ich Johnson und Nagelschmidt, die mir Geldbriefe, Kuchen und Sachen brachten.

Montag, 4. Januar

Früh gleich ging ich zu Schiebe und überreichte ihm den Brief meines Vaters. Ich wurde sehr gnädig empfangen.

Dienstag, 5. Januar

Abends besuchte mich Zander. Ich arbeitete mit ihm, und als ich aufstehen will, die Briefe holen, werfe ich die Lampe herunter. Sie zerbrach, sowie der Schirm und der Cylinder, und das Öl ergoß sich auf den Erdboden. Zander und ich, wir liefen nach Thon und schmierten die Flecke ein.

Mittwoch, 6. Januar

Als ich heut die Frau Director grüßte und anredete, bemerkte ich, daß sie ungemein lau war. Etwa der zerbrochenen Lampe wegen? Abends kam Hander in mein Zimmer und sagte, ich hätte mich mit Zander gebalgt, (so hat das Stubenmädchen Emilie — denn außer ihr war Dienstag Abend Niemand zu Hause — referirt) und dadurch die Lampe zerbrochen. Als ich ihm das Gegentheil versicherte, wollte er's nicht glauben und fügte hinzu: „Wir werden später darüber sprechen.“

Nachmittags war ich bei Zanders und amüsirte mich vortrefflich.

Donnerstag, 7. Januar

Heut früh stehe ich etwas spät auf, will mich eilig anziehen, stoße an den Tisch an, das Licht fällt herunter, und der Leuchter zerbricht. Mittags komme ich nach Hause. Hander ist ganz einsilbig und spricht kein freundlich Wort. Endlich fängt er an:

„Nun, Zander kommt nicht mehr hinauf.“

Ich: „Warum denn?“

„Weil Sie sich mit ihm gebalgt haben, wie ungezogene Gassenjungen. Nun wissen Sie's gleich.“

Ich: „Glauben Sie mir, Herr Director, ich habe mich nicht gebalgt.“

Bei diesen Worten springt Hander wüthend auf, kommt auf mich zu: „Sie Flegel, Sie Grobian, Sie impertinenter, arroganter Junge Sie, wie können Sie so frech, so grob sein und sagen, Sie haben sich nicht gebalgt, wenn ich das Gegentheil behaupte! So sollen Sie mir nicht kommen, Sie dummer Junge Sie! Marsch, hinauf in Ihre Stube! Oben sollen Sie essen bis Ostern! Schieben werde ich es schreiben! Alles werde ich ihm sagen, Alles! O, ich weiß viel von Ihnen. Das soll er jetzt Alles erfahren.“

Ich versuchte ihn zu beschwichtigen, aber umsonst, ich reizte ihn nur noch mehr. Er stürmte hinter mir die Treppe herauf, und als er die schon eingeschmierten Flecke sah, schrie er: „Ein Schweinigel sind Sie, wenn Sie's wissen wollen, Sie Esel Sie! Künftig werden Sie Ohrfeigen bekommen! Nun wissen Sie's gleich. Wenn Zander herauskommt, bekommt er ein paar Schellen.“

Darauf ging er. Einen Augenblick später kommt er mit dem Leuchter herauf. „Was war das für ein Betragen?“ „Es war ungeschickt von mir.“

„So! Na warten Sie nur, das sollen Sie büßen.“

Ich: „Nun, mein Gott, einen Leuchter zerbrechen ist doch kein Verbrechen!“

„Kein Verbrechen! Das sind die Heine'schen Ansichten, die Sie haben. (Ich warf ihm einen

verächtlichen Blick zu.) Aber diesen Leuchter und die Lampe zeige ich Schieben. Warten Sie, Ihnen will ich's zeigen! Sehen Sie mich nicht mit diesem Blick an oder Sie bekommen ein paar Ohrfeigen, daß Sie zum Fenster rausfliegen!“

Jetzt war meine Geduld erschöpft. Krampfhaft griff meine Rechte nach dem Tintenfaß, und schon wollte ich meiner Wuth und meinem gepreßten Herzen durch einen Wortstrom Luft machen, aber der Gedanke an meinen Vater ließ mich diesen Vorsatz aufgeben. Noch begreife ich nicht, wie ich so ruhig bleiben konnte, da ich wegen einer solchen Kleinigkeit so behandelt wurde, und ich glaube, wäre ich nicht kurz vorher zu Hause gewesen und hätte da gesehen, wie sehr mein Vater mich liebt, ich hätte nicht den Sieg über mich davongetragen. Aber der Gedanke an den Kummer, den ich, wenn ich mich revanchirt hätte, meinem Vater bereiten würde, hielt mich nieder. Ich begnügte mich also damit, ihn mit einem herausfordernden Blick anzusehen, und er ging fluchend aus dem Zimmer. Freitag und Sonnabend aß ich noch auf meinem Zimmer, dann aber, bedenkend, daß es so nicht bleiben könnte, wie Schiebe mit Freuden, diese Gelegenheit, mich zu vernichten, ergreifen würde, wieviel Kummer meinem Vater daraus entstünde, that ich den ersten Schritt und besuchte Hander auf seiner Stube. Ich gab nach, und wir versöhnten uns. Wer sich hierbei in einem schlechten Lichte zeigte, war seine Frau. Ich will das auch nicht vergessen.

Mit Becker bin ich wahrhaft Freund geworden.

Er gehört zu den Menschen, an denen man, je näher man sie kennen lernt, desto schönere Seiten entdeckt. Ganz das Gegentheil hiervon ist Moewes.

Montag, 18. Januar

Heut war der denkwürdige Tag, an dem Becker und ich unser Freundschaftsbündniß durch Du und Du besiegelten.

Zander besuche ich oft. Ich fühle mich zu der schönen Rosalie sehr hingezogen und kann mit meinem Erfolg sehr zufrieden sein. Ich habe auch Becker daselbst eingeführt.

Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich mein Tagebuch jetzt so lückenhaft führe. Der Grund mag wohl darin liegen, daß mir zuviel Bemerkenswerthes arrivirt und ich unmöglich Alles aufzeichnen kann. Hat man aber erst etwas stillschweigend übergangen, so reißt es ein. Indeß ist es wahr, ich erlebe zuviel, um Zeit genug zur Beschreibung übrig zu behalten.

Ich muß sagen, daß mein Aufenthalt in Leipzig, die Schule ausgenommen, gar nicht unangenehm ist. Und auch die langweiligen Stunden in der Klasse werden mir durch meinen Freund Wilhelm Becker versüßt. Sonntag und Sonnabend füllen gewöhnlich Schlitten- und Whistpartien oder Besuche bei Rosalien aus, und so geht das seinen guten Gang fort, bis manchmal Schiebes Gemeinheit wieder unangenehm dazwischendonnert. Indessen habe ich mich einmal gewöhnt, den Kerl mit humoristischer Verachtung zu betrachten, und so mag er denn bellen! Schade nur, daß ich ihm das Beißen nicht wehren kann!

Indeß wenn ich dran denke, daß Wilhelm Ostern

nach Marseille geht, so möchte ich mich schon heut grämen. Grand Dieu! Was werd' ich dann anfangen! Obschon mir manchmal bedünken will, daß Wilhelm mich lange nicht so liebt, wie ich ihn, so fühle ich dennoch, wie ich sozusagen verwaist sein werde, wenn er fort ist. Merkwürdig ist es noch heut, wie wir uns so zusammengefunden haben.

Wie ich in die zweite Klasse kam, wurde ich von fast Allen gehaßt, für insupportable gehalten, ausgelacht. Wenn mich nicht damals der schöne feste Glaube an mich selbst aufrecht gehalten hätte, so hätte ich Misanthrop werden müssen. Und siehe, gerade Jene, die am meisten lachen, sind jetzt meine besten Freunde. Wilhelm ist mein Freund, und Nathanson scheint es werden zu wollen.

An der Mehrzahl der Klasse liegt mir nichts. Von jeher lag mir nur an denen, die ich achte, und von denen ich weiß, daß sie verstehen können. Wer mich nicht versteht, dessen Urtheil kann mir gleichgültig sein, und wenn ein Solcher über mich schlecht urtheilt, so ist es gerade, als ob ein Schulknabe, dem Hafis' weise Sprüche in die Hände fielen, weil er die Sprache nicht versteht, mit Verachtung das Buch von sich schleuderte.

Ich will jetzt wieder mal versuchen, ganz regelmäßig mein Tagebuch zu führen und jeden Tag hineinschreiben.

Mittwoch, 17. Februar

Heut Nachmittag gab Heuschkel meine deutsche Arbeit über „Freundschaftsregeln“ zurück. Ich hatte in dieser Arbeit die ganze Klasse der Phi-

lister und dummen Theoretiker auf das Heftigste angegriffen. Weit entfernt, Freundschaftsregeln aufzustellen, war meine Arbeit nichts als eine heftige Invective gegen diejenigen, die sogar unseren Gefühlen Regeln vorschreiben wollen. Wie H. hereintrat, verlangte sogleich die Klasse, daß meine Arbeit vorgelesen werden sollte. Heuschkel ließ sich zuerst in eine Disputation mit mir ein, in der ich jedoch Sieger blieb. Der idealen Begriffe wegen, die ich für die wahre edle Freundschaft aufstellte, nannten mich Einige überspannt. Die Armen! Wenn sie heut schon so nüchtern von der Freundschaft sprechen, was werden sie in einem Alter von fünfzig Jahren darüber sagen. Wenn sie schon heut nur jener spießbürgerlichen Freundschaft fähig sind, heut als kaum in's Leben getretene Jünglinge, wie engherzig werden sie als Greise sein! Ich bedauere sie, diese Menschen, die schon von ihrer Geburt an alte, bedächtige Philister sind.

Was mich aber schmerzte, war, daß auch mein Freund Wilhelm sich unter Jenen befand, die meine Verehrung für das Wort „Freundschaft“ Überspannung nannten. Und doch weiß ich, oder glaube ich wenigstens, er begreift mich. Es ist bloß Neckerei, Scherz von ihm, mich überspannt zu nennen. Und doch, wüßte er, wie rau dieser Scherz die zartesten Saiten meines Gemüthes verstimmt, er würde ihn lassen! Nicht um meinetwillen schmerzt es mich, es thut mir nur weh, ihn auf Augenblicke unter die gewöhnliche Rasse zählen zu müssen.

Heut Abend spielte ich mit L., der zu mir kam, Whist. Eine solche Ehrlosigkeit übersteigt meine

kühnsten Begriffe. Zu einem Menschen zu kommen, der mir gestern die Thür gewiesen hat! Das fasse ich nicht.

Ein widriges Gefühl ergreift mich, wenn ich Leute wie diesen und ähnliche betrachte. Denn ich sehe in ihnen die lebenden Gründe, warum das jüdische Volk so verachtet wurde. Solche Leute waren es, die es dahin brachten. Diese Niedrigkeit der Gesinnung, dieses Kriechende, diese Gemeinheit — pfui, welch abscheuliches Gemisch! Ich spreche mit L., erlaube ihm, mich zu besuchen, um Charaktere dieser Art studieren zu können.

Der einzige schöne Zug ist die dem Juden angeborene Gutmüthigkeit, die er in hohem Grade besitzt.

Sonntag, 21. Februar

Nachdem ich mich mit Becker, Moewes und Hasselbach eine Stunde auf dem Thonberg gelangweilt hatte, besuchte ich, von meinem Wilhelm begleitet, eine befreundete Familie. Es war ein genußreicher Abend, den wir da verlebten. Der Zauber, den diese unschuldige, allen Künsten der Koketterie so fremde Tochter auf mich ausübt, ist grenzenlos, und eben, weil es Natur allein ist, die sie so reizend macht, ist sie doppelt lebenswürdig. Das Mädchen ist ganz zum Entzücken geschaffen. Diese blauen schmachtenden Augen, dieses Ebenmaß aller ihrer Züge, diese blendende Weiße der Zähne, diese schwellenden Lippen, diese sanfte Rundung des Kinns, dieser jungfräuliche Busen! O, sie ist wirklich schön! Und dabei so unschuldig, so lammfromm, so kindlich rein, so schüchtern und so zurück-

schreckend vor jeder bloßen Berührung des anderen Geschlechts.

Ich hatte wahrlich heute keinen Grund, „diem perdidit“ auszurufen.

Montag, 22. Februar

Heut kam Brief von Isidor, der sich, wie er schreibt, in Hamburg recht wohl befindet. Dennoch verläßt er es zu Ostern, um nach Manchester zu gehen. Das Schicksal scheint uns unerbittlich trennen zu wollen, aber trotzdem will ich, wenn es geht — und es muß gehen —, sein Loos mit dem meinigen verknüpfen. Wenn meine schönsten Träume, die ich sogar diesem Buche nicht anvertrauen mag, wahr werden, dann geht es auch in Erfüllung, daß mein Isidor, sein Schicksal nur an das seines Freundes knüpfend, mit mir kämpft und siegt. Denn siegen müssen wir in dem Kampfe, den ich zu kämpfen gedenke! Siegen muß das Licht, und die Finsterniß weicht! Siegen wird der Verstand, die Vernunft, die göttliche, und mit ihren helleuchtenden Blitzstrahlen den Aberglauben und die Dummheit verscheuchen, gleich wie der Tag die Nacht verscheucht!

Freitag, 26. Februar

Daß noch immer kein Brief von zu Hause kommt, beunruhigt mich nicht wenig. Es wird doch, Gott behüte, Niemand zu Hause unwohl sein! Auch bekommen alle meine Pläne durch dies Ausbleiben jeglicher Antwort einen Strich à travers. Meine Fête, meine Reitstunden, Alles wird dadurch verschoben und aufgehalten.

Auch daß Ferdinand noch nicht hier angekommen

men ist, will mir gar nicht gefallen. Ich weiß in der That nicht, was ich davon denken soll.

Sonntag, 28. Februar

Heut kam etwas zum Ausbruch, worüber ich schon lange nachgedacht hatte. Meine Garderobe ist nämlich von der Art, daß ich schon unzählige Male ihretwegen von meinen Bekannten über die Achsel angesehen, von meinem Freunde Wilhelm, der mit Recht in jedem Stück und jeder Beziehung die Pflicht der Aufrichtigkeit, die er mir schuldig ist, erfüllt, aber ausgelacht und getadelt wurde.

Schon ehe ich auf die Handelsschule kam, war mein Vater ärgerlich, wenn er sah, daß ich auf die Kleidung viel gab, und hatte es sich zur Maxime gemacht, meinem Hang durchaus nicht nachzugeben. Er nannte es Eitelkeit usw., so daß schon früher dieser Gegenstand zu lebhaften Debatten Gelegenheit gab. So schlecht aber wie auf der Handelsschule war meine Garderobe noch nie gewesen: ihre Niederträchtigkeit zu beschreiben, so gewandt ist meine Feder nicht. Es sei genug, daß sie sehr oft Gelegenheit zu Bitten, dann Tadel und zuletzt Sarkasmen von Seiten Wilhelms gab. Was sollte ich thun? Selbst seinem besten Freunde gegenüber besitzt der Mensch kleine Eitelkeiten. Ich schämte mich, meinem Freunde W. zu gestehen: ich fühle das Bedürfniß, mich anständig zu kleiden, so gut wie er, und nur die Grille meines Vaters sei es, die mich zwingt, wie einen Gott auch nur einen und noch dazu sehr schlechten Rock zu haben. Ich machte es also wie der Fuchs mit den Trauben. Ich that, als läge mir an Kleidung nicht das

Geringste, und erheuchelte mir auf diese Weise einen Cynismus, der meiner Seele nur allzu fremd ist. Ich bin kein Geck, kein Modenarr, werde mich aber dereinst stets auf das Sorgfältigste kleiden. Kleider machen Leute, ist einmal die Meinung des neunzehnten Jahrhunderts. Und es ist töricht, wenn ein Mensch, der von den Menschen abhängt und von ihnen leben will, die Urtheile und sogar die Vorurtheile der Welt verhöhnt. Verachten mag er sie, bespötteln im Innersten seines Herzens, aber ihnen offen Trotz bieten — nein, bei Gott nicht! dann ist er ein Thor.

Es gewährt gewiß Jedem einiges Vergnügen, wenn er sich fein gekleidet im Spiegel betrachtet. Wer sich aber um deswegen elegant kleidet, um sich im Spiegel zu gefallen, ist ein Narr und ein Geck. Anderen soll meine Kleidung gefallen. Ich kleide mich schön um Anderer willen. Und mein Vater hat Unrecht, wenn er mir darin wehrt. Übrigens ist meine Garderobe so miserabel, daß selbst Frau Director mir mehrmals gesagt hat: „Wirklich, Lassal, wenn Ihnen nicht Alles so nobel stünde, sähen Sie aus wie ein Lump.“

Oft hatte ich das Alles schon überlegt, doch hatte ich wirklich darauf resigniert, mein Eulengefieder eher abzustreifen, als bis ich wenigstens etwas selbständiger wäre. Doch heute kam mir Dieu merci ein klügerer Entschluß.

Wilhelm hatte mich zu einem Besuch abgeholt und wartete ungeduldig darauf, ich sollte mir meinen Rock anziehen und mit ihm kommen. Aber den Rock anziehen, da lag eben die Schwierig-

keit. Ich schämte mich, vor den Augen meines Freundes jenen abgeschabten Sonntags-, Arbeits- und Schlafrock anzuziehen. Ich schämte mich, wenn ich bedachte, in diesem Rock Nachmittag Damenbesuche zu machen.

In einem Augenblicke sagte ich mir, was für und gegen den Gegenstand zu sagen war. Mit Bitterkeit kramte ich den Plunder, der im Schranke hing, zusammen, warf ihn W. hin und sagte: „Wähle einen Rock.“ W. stand da. Er wußte nicht, was er sagen sollte. Doch ich unterbrach bald das Stillschweigen durch die Worte: „Komm mit mir zu Deinem Schneider.“ Wir gingen, und ich bestellte Rock, Hosen, Weste, dann auch Stiefel, so fein, als selbst W. es nur verlangen konnte. Und ich gab mir das feste Versprechen, von nun an stets um jeden Preis und auf jeden Fall durchaus fein zu gehen. Ich will dies Versprechen gerade kein frommes Gelübde nennen, aber ich werde es vielleicht um so fester halten, weil es kein frommes Gelübde ist.

Mittwoch, 3. März

Ich fuhr mit Becker und Moewes Schlitten. Sehr ängstet es mich, daß noch immer jede Antwort von zu Hause ausblieb. Ich weiß gar nicht, welcher Ursache ich es zuschreiben soll.

Sonnabend, 6. März

Heut zeigte sich der Alte wieder einmal in seiner vollen Glorie. Er war wieder einmal ganz er selbst. Um zwölf Uhr kam er in die Klasse mit dem Monatsbericht. Ich war bei Courbassier (Courvoisier) als unruhig bemerkt. O, wie lieb da der Alte seinen Gefühlen freien Lauf. Charakteristisch war unter Anderm die Äußerung:

„Wart', bei der Censur will ich's Dir schon eintränken!“ Recht deutlich zeigte sich bei Wilhelm seine Gemeinheit. „Es ist mir ungeheuer lieb, daß Du abgehst. Dich brauchen können wir nicht,“ sagte er zu W. Und doch hatte er Alles angewandt, seinen Vater zu permoviren, W. noch hier zu behalten. „Von Becker und Lassal,“ erklärte er, „nehme ich auf keinen Fall das Stammbuchblatt (Beschreibung der Feier) an.“ Wahrlich, darüber würde ich mich wenig grämen. Doch will ich diese Ostern, wenn mein Vater kommt, sehen, ob dieser Vorsatz gegen ein Abendessen im Hôtel de Bavière Stich hält. Was das Zeugniß betrifft, so habe ich keine Furcht. Im Wissen kann er mir nicht schlecht geben, ja sogar das „Gut“ nicht vorenthalten, und was er mir sonst einschreibt, soll mir einerlei sein.

Eines nur betrübt mich, nämlich die Furcht, mein Vater könnte sich betrüben. Doch hoffe ich mit Gottes Hülfe ihm Ostern einen kleinen Begriff geben zu können, was das für ein Mann ist, dieser Schiebe. Ich sage: einen kleinen Begriff, denn ganz kann das bloß einer seiner Schüler einsehen.

Es muß doch aber weit mit einem von uns Beiden, mit mir oder Schiebe, gekommen sein, daß, während er mich so schmäählich herunterhunzte, auch keine noch so leise Schamröthe meine Wangen überzog. Entweder bin ich der ehrloseste Kerl von der Welt, oder Schiebe anerkannt für einen Lump, dessen Worte da sind wie der Hauch des Windes. Aber nein, ich bin nicht ehrlos, mir mangelt nicht Ehrgefühl. Aber des Alten Worte, sie können keinen Eindruck

machen. Der beste Beweis liegt in dem Betragen der Schüler selbst. Wäre er nicht anerkannt für den ungerechtesten Schuft, hätten seine Worte nicht bei uns Allen weniger Gewicht, als das Lästern irgend eines Schandmaules, so hätten ja die Schüler scheu vor mir zurücktreten müssen. Aber nein, sie näherten sich nur, indem sie mir zuriefen, mich über des Alten Worte hinwegzusetzen. Wirklich, diese Aufforderung ist nicht nöthig bei mir. Mag er reden vor der Hand! Einst will ich ihm schon das Maul stopfen.

Schneider Hoffmann brachte mir meinen neuen Anzug, und ich fand Gelegenheit, die Wahrheit des Sprüchwortes „Kleider machen Leute“ zu erproben.

Dienstag, 9. März

Heut um neun Uhr erhalte ich ein Billet von meinem Cousin Ferdinand Friedland de Paris, in welchem er mir seine Ankunft hier anzeigt und mich bittet, so bald als möglich in sein Hôtel zu kommen. Drei unerträglich lange Stunden mußte ich mich gedulden, dann flog ich aber auch mehr als ich ging, zu meinem Cousin. Wir waren Beide höchlich erfreut, uns nach dem Zeitraum von fünf Vierteljahren wieder zu sehen. Nach den ersten Umarmungen besprachen wir unsere beiderseitigen Pläne. Eigentlich hatte Ferdinand ein kleines Recht, mir zu zürnen. Merkwürdig bleibt es, wie ich ohne äußere Veranlassung wieder zu meiner ersten Meinung zurückgekehrt bin. Zuerst, wie die Heirath in Vorschlag kam, war ich derjenige, der am allereifrigsten seine Stimme für Ferdinand erhob. Wie er

von uns wieder abgereist war, änderte sich allmählich meine Meinung. Nicht daß etwa mein Interesse schwächer wurde, aber die vielen Verleumdungen, so wenig ich ihnen auch Glauben schenkte, mußten nothwendig Argwohn erwecken. Auch glaubte ich nicht, daß Riekchen auf die Länge der Zeit ihrer Inclination für ihn treu bleiben würde. So kam es, daß ich sogar gegen ihn wirkte. Aber in Leipzig hatte ich wieder meine frühere Überzeugung, und bei dem entscheidenden Aufenthalt meiner Eltern hier habe ich wieder für ihn gesprochen und vielleicht nicht wenig zu der Entscheidung beigetragen, die eben jetzt meinen Cousin aus dem glänzenden Paris, aus dem Ministère, aus der Mitte aller Künstler und Gelehrten, Dichter und Staatsmänner rief, um in Breslau meine Schwester zu heirathen.

Er zweifelt, wie er mir selbst sagte, noch daran, daß aus der Partie etwas wird. Dies thue ich nun zwar nicht, doch sehe ich voraus, daß er noch viele Vorurtheile zu bekämpfen und viele Unannehmlichkeiten zu ertragen haben wird. Ihm thut es sehr leid, daß ich nicht mit nach Breslau kam, ihm zu helfen usw. Mir thut es sowohl aus dieser, als auch aus mehreren anderen Beziehungen leid.

Was mich betrifft, so versprach Ferdinand auch meine Angelegenheiten zu ordnen. Wohl sieht er als ein Mann, der sich so lange in der glänzendsten Welt bewegte, ein, daß ich nicht so fortleben könne, mit zwei Thalern den Monat. Wie ich wieder um eineinhalb Uhr mich von Ferdinand trennen wollte, um in die Schule zu gehen, litt er dies nicht, sondern behielt mich

bei sich unter dem Versprechen, es selbst bei Schieben zu verantworten.

Übrigens weiß ich seit Michaelis mich nichts zu erinnern, das so wohltuend auf mich eingewirkt hätte, als die Ankunft Ferdinands. Wenn man ein langes halbes Jahr unter Dummköpfen und Canaillen gelebt hat, ist es wirklich ein Glück, wieder einmal mit Jemand zusammenzukommen, von dem man verstanden wird.

Als ich Abends nach Haus kam, hatte ich noch ein langes Gespräch mit Hander. Er ermahnte mich, um Gottes willen behutsam zu sein. Ja, er war ehrlich genug, mir zu sagen: „Sehen Sie, Lassa!, Sie stehen schon deshalb beim Alten schlecht, und es ist sogar der Hauptgrund, weil Sie bei mir sind. Es thut mir leid, daß ich die Ursache bin. Aber was soll ich machen? Schützen kann ich Sie gegen Schiebe nicht, und ich möchte mich um Alles in der Welt nicht in einen Kampf mit Schiebe einlassen.“

„Warum das? Sie haben doch keinen Grund, ihn zu fürchten.“

Da gab mir Hander die leider allzu wahre Antwort: „Nein, ich fürchte Schiebe nicht, aber in einem Kampfe mit ihm werde ich allezeit verlieren, denn ich kämpfe mit ehrlichen, er aber mit unehrlichen Waffen.“

Ich bat nun Hander noch, das Alles Ostern meinem Vater zu sagen, der mir nie glauben wolle. Er versprach es und ich begab mich zu Bett.

Gott, was liegt nicht Alles in den Worten Handers! Er, der unabhängige, freie, geachtete Mann fürchtet Schieben. Um wieviel müßte ich, sein

Untergebener, sein gehäßter Untergebener, ihn fürchten! Und dennoch, weiß Gott, wie es kommt! ich fürchte ihn nicht ein bischen.

Mittwoch, 10. März

Ich flog zu meinem Cousin. Nachdem wir einige Stunden auf das Angenehmste verplaudert und wir uns gegenseitig unsere Luftschlösser hatten sehen lassen, gingen wir aus.

Unbegreiflich ist mir doch dieser Ferdinand. Ich habe eine sehr gute Idee gehabt, als ich ihn mit dem Chevalier de Seintgal verglich. Und so, wie Casanova, nachdem er an allen Höfen Europas die glänzendste Rolle gespielt, sich endlich zurückzog, um als armseliger Bibliothekar auf dem Schlosse des Grafen von Waldstein, von den Dummköpfen, die ihn nicht begreifen konnten, tausendfach angefeindet zu leben, so verläßt mon cousin Paris, Ehren, Würden, Berlioz, Heine, Salohs und weiß Gott was Alles noch, um in unserm tristen Breslau Calicot zu verkaufen an polnische Jüdchen.

Wir gingen zu Breitkopf und Härtel, und dann geleitete ich meinen Cousin an die Handelsschule. Er ging hinauf, ich wartete unten. Schiebe war, wie ich Ferdinand auch darauf vorbereitet hatte, sehr schlimm auf mich zu sprechen. Als aber Ferdinand ihn bat, zu entschuldigen, daß ich fehlte, es sei nur auf seine Veranlassung geschehen, so wurde Schiebe, der mich bis dahin für krank hielt, sehr zornig und nahm durchaus F.'s Verwendung nicht an.

Donnerstag, 11. März

Heute ist Herrn Directors Geburtstag. Ich gratulirte ihm und begab mich dann in die Schule.

Mit einem Entschuldigungszettel Ferdinands versehen, begab ich mich zu Schieben. Kaum wurde mich dieser gewahr, wurde er wüthend, sagte, weder Zettel noch Cousin gehe ihn was an, ich hätte gegen das Regulativ verstoßen und müsse um neun Uhr vor die Synode kommen. Das war zuviel. Das hieß die Pedanterei und den Haß auf's Höchste steigern. Ich begab mich in die Klasse, wo gleich die Schüler auf mich zueilten, doch ich zog mich mit Becker zurück und erzählte es ihm. Er empfahl mir vor allen Dingen stoische Ruhe.

Um neun Uhr wurde ich hinuntergerufen.

Ich trat ein. In der Mitte saß der Director, um ihn herum in einem Halbkreis sämtliche Lehrer. Ich stellte mich dicht am Eingang hin mit zusammengefalteten Händen, die Augen zu Boden geschlagen. Während der ganzen Verhandlung war ich bemüht, alle die Gefühle, die mich wechselweise bestürmten, auch durch kein Zucken meines Mundes zu verrathen. Haß, Verachtung, Hohn, Ärger, Trauer, Wuth, Gleichgültigkeit wechselten in meiner Brust, doch verrieth nichts, was da drinnen vorging, und mit der größten Anstrengung zwang ich meine Gesichtszüge zu einer Ruhe, die schlecht zu meiner Lage paßte, bei einem Eintretenden aber gewiß dem Gedanken, ich stehe jetzt vor der Synode, widersprochen hätte.

„Immer näher!“ erscholl es. Ich trat einige Schritte vor, blieb aber in meiner vorigen Stellung und würdigte die ganze Versammlung auch keines Blickes.

Der Director las nun mein sogenanntes Verbrechen

vor und erklärte, daß er auf meinen Cousin nicht die geringste Rücksicht nehme. Nun fing ein Schauspiel an, das wirklich im wahren Sinne des Wortes sehenswerth war. Schiebe, Schierholz und, was mich am meisten ärgerte, Feller waren die Sprecher, die Anderen schwiegen. Diese drei aber lösten sich unaufhörlich ab. Trotz der unbeschreiblichen Verachtung, die ich empfand, wurde ich doch ganz wehmütig. Mir kam vor, ich wäre ein todter Adler und läge auf dem Felde, und es kämen die Raben und die diebischen Elstern und all das verächtliche Geflügel, und pickten mir die Augen aus und nagten mir das Fleisch von den Knochen. Plötzlich aber fing ich wieder an mich zu regen, es kam Leben in mich, und ich erhob mein rauschendes Gefieder. Krächzend entflohen die Raben und Elstern, ich aber schwang mich auf zur Sonne. Aus diesen Träumereien weckte mich unangenehm der Baß des Alten. Gott, was raisonnirten die nicht zusammen! Kein gutes Haar ließen sie an mir. Ich wurde für heuchlerisch, betrügerisch, schlecht, eigennützig, überspannt, hinterlistig, verrückt und verdreht erklärt. Da die guten Herren über meine Leistungen nicht reden konnten, das Raisonement über das vorliegende Verbrechen auch bald erschöpft war, so fingen sie an, auf meinen Charakter zu kommen. „Meine Herren,“ fing Feller, diese personificirte Falschheit, an, „Messieurs, Sie müssen wissen, Lassal betrachtet Alles mit dem Auge eines Philosophen. Wir sind nicht seine Vorgesetzten. Den Begriff Vorgesetzten giebt er überhaupt nicht zu. Wir sind seine Untergebenen, denn wir werden

ja bezahlt. Überhaupt Liebe, Hochachtung, Dankbarkeit, die kennt Lassal nicht. Alles, was aus dem Herzen kommt, ist ihm unbekannt, sowie das Wort Herz selbst. Er hat zu Niemand Liebe. Sein Grundsatz ist Liebe usw. zu heucheln, solange er Jemand benutzen kann.“ „Ein schöner Grundsatz!“ höhnte der Alte. „Dabei,“ fuhr Schiebe fort, „weiß er sich einen Schein zu geben.“ „Einen Schein,“ wiederholte Schierholz. „Einen Schein,“ tönte es aus Fellers Lippen, wie das Echo in Adersbach.

„Du thätest am besten,“ sagte nun der Alte, „Du würdest Komödiant. Da könntest Du heute den Shylock und morgen eine andere schlechte Rolle geben, denn Du bist zu jeder schlechten Rolle fähig.“

Und in diesem Stile ging das fort.

Hierauf wurde ich ersucht, hinauszutreten. Als ich wieder hineinkam, las mir Herr Director ein Urtheil vor: Ich hätte drei Wochen Hausarrest, und wenn ich mir noch einmal etwas gegen das Regulativ zu Schulden kommen ließe, würde an den Vorstand Anzeige gemacht werden. Als ich nach Haus kam, war schon ein Brief Sch.'s an Hander angelangt, in dem er ihm meinen Hausarrest anzeigte und ihn ersuchte, im Fall daß ich ausginge, es ihm anzuzeigen. „Die Justiz würde dann prompt sein,“ fügte er hinzu.

Dieser Satz jagte nun H. viel Schrecken ein. Er zeigte ihn meinem Cousin und legte ihn so aus, daß Schiebe mich wegweisen könne. Zwar ist Schiebes Macht groß, aber das kann er Gott sei Dank nicht so leicht. In meinen Leistungen war ich untadelhaft, ich will auch in meinem

Betragen jetzt sehr behutsam sein. Ich will mich von nun an nicht gut betragen, denn ich habe mich nie schlecht aufgeführt, aber ich will mit einem Wort mich gar nicht betragen. Bis jetzt war meine Hoffnung, Ostern abzugehen. Von nun an ist es mein fester Entschluß, den vollen Curs durchzumachen. Ich fürchte S. nicht.

Freitag, 12. März

Heut war Bußtag und der erste Tag meines Hausarrestes. Wilhelm Moewes und Zander besuchten mich und versuchten mich über mein Schicksal zu trösten. Glücklicher Weise bedurfte ich aber des Trostes wenig. Über die Strafe kann ich mich leicht wegsetzen, ich betrachte sie gar nicht einmal als solche. Schiebes, Schierholz' usw. Meinung kann mir noch gleichgültiger sein. Ich rufe mit jenem großen Dichter aus, der nach Kleinasien verbannt war:

„Hic sum barbarus quia non intelligor illis!“
Eines nur betrübt mich, eines nur drückt mich darnieder, und kaum kann das Gefühl meiner Unschuld mich aufrecht erhalten. Es ist der Gedanke, daß ich meinem Vater, es komme wie es wolle, auf der Handelsschule schwerlich viel Freude bereiten werde. Doch Gott ist mein Zeuge, ich konnte nicht anders. Was an mir lag, habe ich gethan; es ging nicht. Schiebe und ich, wir begegnen uns nur in einem Gefühl, in dem gegenseitigen Haß. Ich könnte sogar vielleicht meinem Vater, meinen Eltern zu Liebe meine edle Natur verleugnen und kriechend sein gegen den Alten. Allein auch dies nützte nichts mehr. Er würde die eingezogenen Krallen sehen unter den Pfötchen. Und doch! wie hätten wir

Beide, S. und ich, uns schon begegnet, wenn nicht der Gedanke an meinen Vater mich beständig zurückgehalten hätte! Doch genug davon.

Sonntag, 14. März

Heut an dem zweiten Tage meines Hausarrests besuchten mich Moewes, Nathanson und Wilhelm. Wir spielten Whist und plauderten dann.

Unergründlich ist doch die Menschennatur. Ich glaubte bisher, Schiebens Gemeinheit durch und durch zu kennen, ich glaubte, gegen mich habe sie den höchsten Grad erreicht. Doch heut erfuhr ich Dinge von S., die ich sogar ihm nicht zugetraut hätte. Die Skizzen, die uns N. von dem gab, was er früher auf der Handelsschule erleiden mußte, waren wirklich ergreifend. Die Wirkung, die seine Schilderung hervorbrachte, war unserm Charakter entsprechend. Ich ballte die Fäuste, knirschte mit den Lippen und that im Innern die schrecklichsten Rachegeübde. Wilhelm stand ruhig da, kein Wort kam über seine Lippen, nur Thränen perlten aus seinen Augen, und dann und wann zuckten seine Lippen schrecklich. Ich kann mir wohl denken, was in seinem Innern vorging. Nur Moewes war nicht aus seiner Pomade zu bringen, kalt und theilnahmslos wie gewöhnlich.

Armer Joseph! Du hast viel leiden müssen, und schon darum lieb' ich Dich! Du hast viel, sehr viel ertragen, aus Liebe zu Deinen Eltern. Die Liebe zu meinem Vater, so groß sie ist, sie hätte schwerlich solche Probe überstanden.

Mittwoch, 17. März

Ich bekam von meinen geliebten Eltern Brief. Auch Ferdinand schrieb mir, daß seine Befürch-

tungen grundlos gewesen und meine Prophezeiungen in Erfüllung gegangen.

Donnerstag, 18. März

Heut war ich im Gewandhausconcert. Die Devrient sang.

Sonntag, 21. März

Heut der letzte Tag meines Hausarrestes.

Montag, 22. März

Wie gewöhnlich gab uns Herr Heuschkel heut die deutschen Arbeiten zurück. Becker hatte in der seinigen über die Frage: „Wie dankt man Gott am besten für empfangene Wohlthaten?“ gesagt: „Nicht durch unfruchtbares Abplärren von Psalmen usw., sondern durch die That.“ Diese gewiß sehr richtige Hypothese griff nun der Heuschkel orthodox an. Da ich B.'s Arbeit gemacht hatte, so war es auch meine Pflicht, sie zu vertheidigen. Ich nahm daher den Kampf auf und bewies in der That, daß Gutes thun, Edles wirken ein weit kräftigerer Dank sei als Kniebeugungen, Singen, Beten usw. Da H. also geschlagen wurde, so ergriff er das gewöhnliche Auskunftsmittel kleiner Geister: er schwieg und sann auf Rache. Sie blieb nicht aus. Nachmittag in Dr. Nischwitz Geographiestunde öffnete sich plötzlich die Thür, und der Alte trat herein. In diesem Augenblick ward es mir zur Gewißheit, er komme meinerwegen, von Heuschkel irritirt. Zur unbestreitbaren Thatsache wurde es, als hinter Schiebe sich noch die wohlbeleibte Gestalt Heuschkels hineinschob. Obgleich ich nun hinlänglichen Grund zum Ernst hatte, so konnte ich mich doch des Lachens nicht ent-

halten, als ich H.'s miserable Figur näher betrachtete. Er war so geisterhaft bleich, sein fetter Bauch wabbelte so furchtsam hin und her, er wagte nicht, mich anzublicken, hielt sich so nahe hinter Schiebe, die schreckbarste Angst prägte sich so deutlich in seinen Mienen aus, daß sogar Melpomene, die schwermüthige Göttin, bei seinem Anblick gelächelt hätte.

Der Alte erzählte nun mein Verbrechen. Ich hätte gewagt, zu behaupten, daß die Thränen der Armen trocken, Schönes und Edles wirken besser sei, als lange, lange Gebete herzuleiern, Danklieder zu plärren und dabei seine Brust dem Flehen seiner Mitbrüder zu verschließen. Gerechter Unwille über diese gottlos frivole Ansicht flammte dabei in seinen und des würdigen Nischwitz Augen. H. aber stand noch in einem fort zitternd da und wagte nicht die Augen zu erheben, aus Furcht, meinen Blicken zu begegnen. Er that mir leid, der arme Mann, mehr leid, als ich mir selbst that.

Unterdeß war der Alte von meiner diesmaligen Gottlosigkeit im Besonderen auf meine sonstige Gottlosigkeit im Allgemeinen gekommen.

„Um Ihnen von seiner Denkweise einen Begriff zu geben,“ sagte er unter Anderm, „will ich Ihnen eine Äußerung erzählen, die er gegen Herrn Hander that. Er sagte nämlich zu ihm: „Ich kann nur den Menschen schätzen und achten, der mir zu meinen Zwecken dienlich ist.“

Heiliger Apoll! das war zuviel! Was der Alte über mich urtheilt, das kann und muß mir zwar höchst gleichgültig sein, nicht aber, wenn man mir Äußerungen in den Mund legt, die ich nie

gethan, und die beides, dumm und schlecht, in so hohem Grade sind.

„Das kann Herr Director Hander nicht gesagt haben! Wann soll er es gesagt haben?“ entgegnete ich.

„Herr Dr. Feller hat es mir erzählt,“ herrschte mir der Alte zu.

Nun ward mir Alles klar. Hander mag in seiner Unschuld, Dummheit oder in einem Anfall von Papelei irgendwas gegen Feller gequatscht haben, das dieser dann mit gehöriger Verdrehung und Verrenkung seinem Herrn und Meister überbrachte. O dieser Hander! Er hat mit seiner wohlwollenden Dummheit mir schon mehr geschadet, als Andere mit ihrem Haß! Ach ja, Heine hat Recht:

„Sie haben mich gequälet,
Geärgert blau und blaß,
Die Einen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Haß.“

Übrigens will ich H. zur Rede stellen und sehen, was ich ausrichte, um meine Unschuld darzuthun.

Der Alte ging nun, nachdem er die merkwürdig lächerlichen Worte gesprochen hatte: „Soviel wisse, wenn Du noch einmal so denkst, kommst Du vor den Vorstand.“ Diese Worte sind wirklich so lächerlich, daß ich sie erhaben zu finden anfangte, wenn ich die Worte Napoleons umkehre: Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas.

Abends kam Zander zu mir und brachte mir eine wichtige, sehr wichtige Nachricht. Er war nämlich comme à l'ordinaire um fünf mit Feller

spazieren gegangen, und dieser, der in Z. nichts weniger als einen speciellen Freund von mir vermuthete und ihn immer wie einen Vertrauten betrachtete, fragte ihn, was es zwischen mir und Director gegeben habe. Z. erzählte Alles, auch die Äußerung, die Feller hinterbracht hatte.

„Es ist mir sehr, sehr unlieb,“ sagte Feller, und, wie natürlich, drehte sich das Gespräch auf mich. „Sehen Sie, Zander,“ sagte F., „Sie kennen Lassal nicht. Lassal ist ein sehr, sehr gefährlicher Kopf. Und der Herr Director und wir Lehrer sind fest entschlossen, Lassal, wenn er nicht selbst abgeht, um jeden Preis unter nichtigem oder wichtigem Vorwand von der Schule zu entfernen. Denn er ist überaus gefährlich. Er hat bereits seine Anhänger.“

„Verzeihen Sie,“ fiel Z. ein, „ich weiß genau, er geht nur mit Becker um.“

„O, das verstehen Sie nicht,“ entgegnete Feller, „Becker ist zu pomadig, den würde er eher incommodiren, aber er hat schon seine Anhänger. Mit einem Worte: er ist uns sehr gefährlich.“

Diese Mittheilung Zanders erweckte sehr verschiedenartige Gefühle bei mir. Soweit hatte sich meine Eitelkeit doch noch nicht verstiegen. Das hätte sich doch meine Arroganz nie träumen lassen, daß sich der mächtige Schiebe vor mir dummen Jungen fürchtete. Hahaha, zum Todtlachen! Da soll man nicht eitel werden! Nicht genug, daß ich ihn nie im Geringsten gefürchtet, nein, ich bin ihm noch gefährlich! Er fürchtet sich vor mir! Und zwar in solchem Grade, daß er sich soweit herabläßt, es Feller zu gestehen und mit seinen Lehrern ein Bündnis einzugehen,

jede Gelegenheit zu ergreifen, mich zu entfernen. Aber das brachte mich auf ernsthaftere Gedanken. Ich hatte mir vorgenommen, zu bleiben. Werde ich das aber können, wenn man sich das Wort drauf gegeben hat, die Gelegenheit beim Haar zu fassen? Bisher glaubte ich nur, Schiebe hätte mich. Haß hätte ich vielleicht besänftigen oder unschädlich machen können, doch Furcht — nimmermehr.

Ich mußte Zander versprechen, gegen Niemand außer Becker, dieses Gesprächs zu erwähnen. Dagegen gab er mir sein Ehrenwort, es diese Messe meinem Vater gegenüber Wort für Wort zu wiederholen.

Dienstag, 23. März

Heut theilte ich Hander Schiebes Worte mit. Er erklärte sie für unwahr. Nun verlangte ich, er solle vor Schiebe diese Erklärung wiederholen. Ja, da war ich schön angekommen. Er machte Ausflüchte, wollte die Sache ins Spaßhafte ziehen und für eine Bagatelle erklären. Aber es ist erstens keine, und zweitens ziemt es ihm am wenigsten, sie für eine Kleinigkeit zu erklären, da er doch stets aus jeder Lumperei solch Aufheben machte. Ein schöner Schutz, den ich von ihm erwarten kann! O, mein Blick fängt an, sich zu bewölken, wenn ich in die Zukunft schaue. Doch laßt die Zeit kommen wie den Tod; dran vorzudenken ist schrecklich. Doch wenn sie kommt, wenn wir müssen, dann wollen wir uns geben, wie wir können.

Mittwoch, 24. März

Ich lese die Schriften Laubes. Merkwürdig ist es, wieviel Vorurtheile der Mensch doch hat,

und wie grundlos sie entstehen. Ich hatte gegen Laube eine Abneigung gefaßt, ohne irgend eine seiner Schriften zu kennen, ich glaube, nur einer Äußerung willen, die ein Schriftsteller, den ich verehere, that. Und jetzt waren es einige Äußerungen Heines, die mich veranlaßten, an die Lectüre dieses Schriftstellers zu gehen. Gott, wie bitter Unrecht habe ich dem Mann gethan! Er gehört unter Deutschlands beste Männer. O hätte es noch tausend solche wie er! Er betet die Freiheit an mit aller Gluth seiner Seele. Sein Wille ist der beste und auch seine Kraft ist gewaltig. Mit den ernstesten schlagenden Worten Börnes und einer Persiflage vereinigt er Heines Ironie, und obwohl er hierin jene Beiden nicht ganz erreicht, so übertrifft er dennoch den Ersten an Kunstsinn, den Zweiten an Willen, oder wenigstens an Klarheit des Willens. Wie herrlich sind seine „Politischen Briefe“, sein „Polen“, seine „Poeten“! Zumal die Letzteren. Wie ist in den drei interessanten Gestalten alles Edle so schön gepaart: Genialität, Kunstsinn und Liebe, brennende Liebe zur Freiheit. Wie reizend hat er seine Frauengestalten begabt! Wie genial diese Fürstin, und wie göttlich hingebend Desdemona, ja sogar wie göttlich gewöhnlich seine Camilla!

Sonnabend, 27. März

Heut wurde „Egmont“ gegeben. Man sollte sich fast wundern, daß der ewig lächelnde Goethe ein Stück schreiben konnte, wo soviel von Freiheit und Verfassung die Rede ist. Aber freilich ist nur die Rede von Freiheit einem anderen Volk gegenüber, nicht aber in Bezug auf seinen Fürsten. Freilich ist nur von Verfassung die Rede,

welche die Rechte des Volkes gegen den fremden ausländischen Tyrannen sichern soll. Als wenn das Joch des Einheimischen nicht eben so schwer lastete! Devrient spielte gut, obgleich seine Rolle nicht leicht war. Die Goethe'schen Rollen, diese aus der Wirklichkeit gegriffenen Gestalten sind überhaupt weit schwieriger darzustellen, als die idealen Helden Schillers.

Montag, 29. März

Heut haben wir, Buko und ich, uns entschlossen, Fechtstunde zu nehmen. Zwar wagen wir nicht wenig dabei und verhehlen es uns auch nicht, daß, wenn der Alte es erführe, er ohne Zweifel es zum Vorwand gebrauchen würde, uns von der Handelsschule zu entfernen. Aber wir thun es dennoch. Und ich glaube sogar, daß ich nicht Unrecht daran thue, wenn es mir gelingt, es verschwiegen zu halten. Erstens ist die Fechtkunst sehr vorteilhaft für den Körper, und dann kann man nicht wissen, ob man nicht einmal in den Fall kommt, Gebrauch von ihr zu machen.

Dienstag, 30. und Mittwoch, 31. März

Examen bei uns und Entlassung.

Donnerstag, 1. April

Ich ging zum Alten, mir meine Censur zu holen und Adieu zu sagen. Er sah mich dabei so fragend aufmunternd an, daß ich die Gelegenheit ergriff, Besserung versprach usw. Wir schieden als die besten Freunde und ich glaube, bei einiger Vorsicht könnte es mir vielleicht gelingen, mich in dieser Freundschaft zu befestigen. Die Ferien gehen sehr monoton hin. Des Mor-

gens auf dem Fechtboden, des Nachmittags gewöhnlich spazieren.

Montag, 5. April

War der erste Pesach-Feiertag, und ich ging dem Willen meiner Eltern gemäß in die jüdische Restauration zu Marcus, um daselbst dieses Erinnerungsfest zu begehen. Abends hörte ich den Zeider da, und das Andenken an die schönen verflissenen Tage kam lebhaft vor meine Seele. Ich sah uns Alle herumsitzen um den langen festlichen Tisch, obenan mein geliebter Vater, der mit seiner schönen sonoren Stimme vorsang, neben ihm die geliebte andächtige Mutter, ängstlich herumblickend, ob auch all die Ceremonien, die sie bei ihrem seligen Vater als Kind gesehen, streng befolgt würden. Unten aber Riekchen mit den lachenden rothen Wangen, heimlich kichernd über die ihr unverständlichen Gebräuche, emsig bemüht, das bittere Moraur geschwind wegzuzwerfen und dann Lachs, Schnitzer, Orgler — alle, alle die großen Hagadas vorhaltend, das Lachen zu verbergen über einen Witz, der eben gerissen. Da trifft sie ein Zornblick aus den überall spähenden Augen der geliebten Mutter, und schnell verbreitet sich wieder Ernst und Andacht über ihre Stirn.

Übrigens habe ich sehr interessante Bekanntschaften gemacht da bei Marcus. Ich habe einen gewissen Dr. Mayer, einen sehr geistreichen und verständigen Mann, kennen gelernt. Wir gehen zusammen zur Promenade und ergehen uns dabei in ernstesten geistigen Gesprächen. Das war etwas, das mir lange noth that, und das ich leider gezwungen lange entbehrte. Denn meine hiesigen

Freunde sind für geistige Genüsse fast unzugänglich. Er hat mich wiederum mit einem jungen, sehr poesiereichen Dichter Namens Wolfsohn bekannt gemacht, der unter dem Namen Carl Maien schreibt und schon einzelnes Ausgezeichnete geliefert hat. O, wie unendlich wohl befinde ich mich unter ihnen, wo ich verstanden, nicht zurückgedrängt werde, wo mein edleres Gefühl nicht verbranntes Hirn gescholten wird! Auch Maien hat diese Anfeindungen zu ertragen gehabt. Er setzte sie bei mir voraus und tröstete mich. Beide Männer, beide sagen sie, wie ich, was mir längst des Herzens Stimme sagt, nicht zum Kaufmann taugte. Sie sind nur das Echo meines eigenen Herzens. Aber was ich für Träumerei hielt, als es nur noch in meinem Innern lebte, es gewinnt Wirklichkeit in dem Munde solcher Männer. Fester und immer fester wird der Gedanke in mir, zu studiren, meinem höheren Bewußtsein, einem edleren Zwecke Geist, Kräfte, Streben zu widmen, wenn's sein muß, zu opfern.

Noch stehe ich am Scheidewege, noch kann ich zurück. Wehe, wehe, wenn ich einst den unendlichen Jammer zu tragen habe über ein verfehltes Dasein! Wehe, wehe mir, wenn mich dann allzu späte, doch um so bittere Reue ergreift, zerfleischt mit ihren Skorpionenbissen! Wenn die Stimme: Gott legte edle Kräfte für einen edlen Zweck in dich, du hast sie verfaulen lassen, laut wird!

Gott, Gott, sage mir, was soll ich thun! Nicht scheidet mich schwer von dem Kaufmannsstande.

O, nur mit Freuden! Nichts, was mich freute auf dieser Seite! Doch mein Vater! — —

Es war der 11. April, mein Geburtstag. Mein Vater, meine Mutter und meine geliebte Schwester, sie schreiben mir so süße liebe Briefe, so voll, überschwänglich voll der Liebe zu mir! Sie schickte mir einen Ring mit ihren Haaren drin. Ich zerküßte die Locke wohl. Mein Vater schrieb so ernste, meine Mutter so rührende Worte! O Gott, laß, laß sie glücklich sein, meine Lieben! Wie es mir auch gehe, was auch einst mein Schicksal sein möge, sie laß glücklich sein, sie verdienen es! Ich kann nicht weiter schreiben. Noch nie ist mir so wehmütig wohl um's Herz gewesen! O Liebe, Liebe, wie thust du wohl! Was der Haß auf allen seinen Weisen in einem Jahre nicht konnte, du thust es mit einem einfachen Worte! Du machst mich weinen wie ein Kind!

Mein Cousin Ullmann war da. Er reist nach Karlsbad. Ich habe indessen Carl Maien als Dichter schätzen lernen. Seine „Veilchen“, obwohl da die Kraft und der Wille manchmal noch unklar, haben einige ausgezeichnete Gedichte; in jedem zeigt sich eine große Kraft und eine glühende Begeisterung. In der Lyrik gehört er, ohne es zu wollen, zu der Heine'schen Schule, doch nicht ganz. Seine „Sternbilder“ schließen Gedichte ein, die wahrhaft außerordentlich sind, z. B.: „Pflicht und Liebe“, „Elisabeth“, „Jean Paul“ und vor Allem „Mein Herz“. Carl Maien hat einen schönen edlen Zweck, er ist ein Kämpfer für das Judenthum. Er ist in der Poesie, was Gabriel Rießer in der Prosa. In diesem Sinne

hat er ein Taschenbuch „Jeschurun“ herausgegeben, in dem sich besonders „Der böhmische Dorfjude“ durch seine lebhaft naturgetreue Darstellung und die „Briefe“ usw. durch ihre Wahrheit auszeichnen.

*

Eine lange, eine überaus wichtige Zeit ist jetzt vorübergegangen. Mein Vater war da. Ich habe ihm meinen Wunsch, meinen unwiderruflichen Entschluß, zu studiren mitgeteilt. Er war im Anfang überrascht, dann sagte er, er wolle es eine Zeit lang in Erwägung ziehen. Ich ging so weit, zu sagen, es bedürfte hier gar keiner Erwägung, nur seiner Einwilligung bedürfte es, denn ich würde doch nie von meinem Entschusse abstehen.

Das war freilich zu weit gegangen, meinem Vater jede Wahl abzusprechen. Übrigens hatte ich keinen kleinen Kampf zu bestehen in meinem eigenen Innern. Mein Vater sagte mir, wie er gehofft, ich würde ihm die Last abnehmen, die jetzt so drückend auf seinen Schultern zu liegen anfangte. Er, der kampfmüde Mann, der sich sehnte, seine Tage in Ruhe hinzubringen, müßte, wenn ich in meinem Entschluß beharrte, von Neuem zu arbeiten, zu ringen anfangen, um Riekchen und Ferdinand zu ernähren. O Gott, das wog schwer in die Wagschale! Doch weil ich nicht anders konnte, weil ich, obwohl ich schmerzlich rang, dennoch erklärte, ich müsse meiner Neigung, meinem unverkennbaren Berufe folgen, war mein Vater fast versucht, zu glauben, ich wäre lieblos.

Er fragte mich, was ich studiren wollte.

„Das größte umfassendste Studium der Welt,“ entgegnete ich, „das Studium, das am engsten mit den heiligsten Interessen der Menschheit verknüpft ist: das Studium der Geschichte.“

Mein Vater fragte mich, wovon ich leben wollte, da ich in Preußen kein Amt, keinen Lehrstuhl erhalten könnte und mich doch nicht von meinen Eltern trennen wollte. O mein Gott, wenn das zu vermeiden wäre! Doch antwortete ich nur, ich würde mich überall zu ernähren wissen.

Mein Vater fragte mich, warum ich nicht Medicin oder Jura studiren wollte.

„Der Arzt, wie der Advocat,“ entgegnete ich, „sind Kaufleute, die mit ihrem Wissen Handel treiben. Oft auch der Gelehrte. Ich sehe es an Hander, der im eigentlichen Sinne des Wortes Kaufmann ist.“ Ich wollte studiren der Sache, des Wirkens wegen.

Mein Vater fragte, ob ich glaubte, daß ich ein Dichter sei.

„Nein,“ antwortete ich, „aber ich will mich der publicistischen Sache widmen. Jetzt,“ sagte ich, „jetzt ist die Zeit, in der man um die heiligsten Zwecke der Menschheit kämpft. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts war die Welt in Ketten dumpfen Aberglaubens gehalten. Da erhob sich, durch die Macht der Geister angeregt, eine materielle Gewalt, die blutig das Bestehende in Trümmer stürzt. Der erste Ausbruch war schrecklich und mußte es sein. Seitdem hat jener Kampf ununterbrochen gewährt. Er wurde geführt nicht durch die rohe physische Macht, sondern durch die Macht des Geistes. In jedem Lande, unter

jeder Nation erheben sich Männer, die mit dem Worte kämpften, fielen oder siegten. Der Kampf um die edelsten Zwecke, er wird auf die edelste Weise geführt. Freilich muß später durch die physische Gewalt die Wahrheit unterstützt werden, denn sie wollen es nicht anders, die Leute auf den Thronen. Nun, so laßt uns die Völker nicht aufregen, nein, erleuchten, aufklären.“

Mein Vater schwieg lange, dann sagte er: „Mein Sohn, ich verkenne nicht die Wahrheit, die in Deiner Rede liegt, aber warum willst Du gerade zum Märtyrer werden? Du, unsere einzige Hoffnung, Stütze. Die Freiheit muß errungen werden, aber sie wird's auch ohne Dich. Bleib bei uns, mach Du unser Glück aus, wirf Dich nicht in jenen Kampf. Selbst wenn Du in ihm siegst, gehen wir doch unter. Wir lebten nur für Dich. Vergilt uns. Du allein, Du änderst's nicht. Laß Leute kämpfen, die nichts zu verlieren haben, an deren Geschick nicht das Herz der Eltern hängt.“

O ja, er hat Recht! Warum soll ich gerade zum Märtyrer werden? Doch wenn Jeder so spräche, so feig sich zurückzöge, wann würde dann ein Kämpfer aufstehen?

Warum soll ich gerade zum Märtyrer werden? Warum? Weil Gott mir die Stimme in die Brust gelegt, die mich aufruft zum Kampfe, weil Gott mir die Kraft gegeben, ich fühle es, die mich befähigt zum Kampfe! Weil ich für einen edlen Zweck kämpfen und leiden kann! Weil ich Gott um die Kräfte, die er mir zu bestimmtem Zweck gegeben, nicht betrügen will! Weil ich, mit einem Worte, nicht anders kann!

Wir kamen endlich so weit, daß Vater sagte, Michaeli sollte sich's entscheiden. Bis dahin sollte ich und würde er's sich überlegen. Doch wir verstehen uns noch nicht so ganz. Er wehrt mir nicht das Studium und das Fach, doch meine Meinung wehrt er mir. Darum sage ich, er versteht mich nicht. Er will mich studiren lassen und wehrt mir die heilige durchwehende Idee, die er Liberalismus nennt! Als wenn nicht gerade sie es wäre, die mich zum Studium treibt, sie, um die ich kämpfen will, und ohne die ich lieber geblieben wäre, was ich bin!



Otto Freundlich

Widmungsblatt für den ROTEN HAHN

AKTIONSBÜCHER DER AETERNISTEN

herausgegeben von Franz Pfemfert

- Band 1: Ferdinand Hardekopf: Lesestücke
- Band 2: Carl Einstein: Anmerkungen
- Band 3: Franz Jung: Opferung. Ein Roman
- Band 4: Franz Jung: Saul. Ein Drama
- Band 5: Carl Einstein: Bebuquin. Ein Roman
- Band 6: Charles Péguy: Aufsätze
- Band 7: Franz Jung: Sprung aus der Welt. Roman
- Band 8: Heinrich Schaefer: Gefangenschaft.

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Die Bände 1, 2, 4 kosten gebunden jeder M. 2,40

Die Bände 3, 5, 6, 7 jeder M. 3,60

Band 8 kostet geheftet M. 5,—, gebunden M. 7,—

Seit Oktober 1916 existiert die Sammlung

DIE AKTIONSLYRIK

herausgegeben von Franz Pfemfert

- Band 1: 1914—1916. Eine Anthologie
- Band 2: Jüngsttschechische Lyrik. Eine Anthologie
- Band 3: Gottfried Benn: Fleisch
- Band 4: Wilhelm Klemm: Aufforderung. Verse
- Band 5: Der Hahn: Anthologie französischer Lyrik
- Band 6: Kurd Adler: Der Nachlaß. Gedichte
- Band 7: Maximilian Rosenberg: Verse

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Jeder Band kostet in Halbpergament M. 3,60

Verlag DIE AKTION, Berlin-Wilmersdorf

POLITISCHE AKTIONS-BIBLIOTHEK

herausgegeben von Franz Pfemfert

- Werk 1: Alexander Herzen: Erinnerungen. Zwei Bände geh. M. 10,—; geb. M. 15,—
- Werk 2: Ludwig Rubiner: Der Mensch in der Mitte geh. M. 3,—; geb. M. 4,50
- Werk 3: Theodor Lessing: Europa und Asien. Geh. M. 3,—. Geb. M. 4,50
- Die Sammlung wird fortgesetzt.

Als vierte Serienpublikation der AKTION erscheint:

DER ROTE HAHN
herausgegeben von Franz Pfemfert

- Buch 1: Victor Hugo: Über Voltaire
- Buch 2: Hedwig Dohm: Mißbrauch des Todes
- Buch 3: Leo Tolstoi: Der Fremde und der Bauer
- Buch 4: Karl Otten: Die Erhebung des Herzens
- Buch 5: Iwan Goll: Der neue Orpheus
- Buch 6/7: Ferdinand Lassalle: Tagebuch
- Buch 8: Gottfried Benn: Diesterweg
- Buch 9/10: Franz Mehring: Kriegsartikel
- Buch 11: „Scherz, Satire usw.“ Eine Sammlung
- Buch 12: Carl Sternheim: Prosa
- Buch 13: Otto Freundlich: Aktive Kunst
- Buch 14/15: Franz Pfemfert: Bis August 1914
- Buch 16: Ludwig Bäumer: Das jüngste Gericht
- Buch 17: Hilde Stieler: Der Regenbogen

In Vorbereitung: Bücher von Ludwig Rubiner, Victor Fraenkl, Theodor Lessing, Paul Boldt, Max Herrmann, Josef Capek, Franz Jung, Wilhelm Klemm, Jacob van Hoddis, Rudolf Hartig, Pol Michels, J. T. Keller, Georg Heym, Otto Pick, Edlef Köppen, Alfred Vagts, Bakunin, Jean Paul u. a.

Das Buch kostet M. —,80, Doppelbände M. 1,60.

Verlag DIE AKTION, Berlin-Wilmersdorf

Außerhalb der Sammlungen sind erschienen:

WILHELM KLEMM: Verse und Bilder. Luxusausgabe in 200 Exemplaren. Auf Bütten gedruckt, in Halbpergament gebunden. Preis M. 15,—.

FRANZ JUNG: Sophie. Ein Roman. Geh. M. 2,40, geb. M. 3,60.

FRANZ JUNG: Das Trottelbuch. Geh. M. 3,—; geb. M. 4,50.

Im achten Jahrgang erscheint:

D I E A K T I O N

HERAUSGEGEBEN VON
FRANZ PFEMFERT

Urteile über DIE AKTION:

„Deutschlands beste literarische Revue.“

Carl Sternheim in der „Vossischen Zeitung“.

„Diese kriegsfeindliche Zeitschrift wirkt grundsätzlich für internationale Kultur und Völkerfreundschaft.“

„Internationale Rundschau“, Zürich.

Il faudrait consacrer une longue chronique au courageux travail d'épuration intellectuelle auquel se consacre Franz Pfemfert dans son AKTION... Pfemfert continue à documenter ses concitoyens sur les vertus intellectuelles de leurs adversaires...

„La Revue de Hollande.“

DIE AKTION kostet vierteljährlich M. 4,50. (Ausland M. 5,—.)

Von der AKTION erscheint außerdem eine Büttenausgabe in 100 nummerierten Exemplaren. Sie kostet jährlich M. 40,—.

Wer das Ziel der AKTION erkennen will, lese

D A S A K T I O N S B U C H

346 Seiten mit 166 Beiträgen

Geh. M. 8,—, Halbpergament M. 6,—

Verlag DIE AKTION, Berlin-Wilmersdorf

Wer das Ziel der AKTION erkennen will, lese

Das Aktionsbuch

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

346 Seiten mit 166 Beiträgen
Geh. M. 3,-, Halbpergament M. 6,-

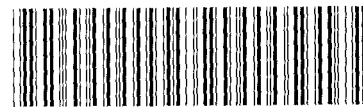


VERLAG DIE AKTION/BERLIN-WILMERSDORF

REV15



ÚK PrF MU Brno



3 1 2 9 5 0 1 2 0 6